Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 3/4 — Gotha, 22. Januar 1925 — 39. Jahrgang

Inhalt: Es ist erschienen — Franz Werfel. Schluß — Zum Problem der religiösen Erweckung — Religion oder Magie — Möttlingen — Die erste evangelische Glaubenslehre — Das Konkordat und die evangelischen Staatskirchenverträge in Bayern. 3. Die evangelischen Staatskirchenverträge — Der Streit um Sundar Singh. 3 Der Feldzug der Jesuiten gegen den Sadhu — Finnland und die römische Kirche — Der Generalsuperintendent der Rheinprovinz an die Schriftleitung von „Licht und Leben" — Hedwig Weiß — Verschiedenes: Kulturwende (Hartmann); Jesus, das Dämonische und die Ethik (Hartmann); Kleine Mitteilungen — Wöchentliche Chronik

Es ist erschienen

Es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen. Tit. 2, 11.

Daß wir auch in unsrer Kirche bis vor kurzem noch ein Weihnachtsfest hatten, älter als das Weihnachtsfest, Epiphanien- oder Erscheinungsfest genannt, und daß die ersten Wochen des Jahres von da her im „Kirchenjahr" Epiphanienzeit heißen, Zeit der Erscheinung — das wissen heute gar nicht mehr alle Christenleute bei uns, sondern nur die, die es gelernt haben und die ganz guten und aufmerksamen Kirchgänger.

Daß aber Epiphanienzeit, Zeit der Erscheinung, ein sehr schöner Name für diese Wochen war und ist, darüber kann kein Zweifel sein.

Freilich kommt alles darauf an, um was für eine Erscheinung es sich handelt. Jedenfalls ist immer von Einer Epiphanie, Einer Erscheinung die Rede. Nicht von Erscheinungen in der Mehrzahl: Visionen, Träumen, Offenbarungen mancherlei. Auch was der Prophet Joel 3, 1—5 geweissagt hat von Gesichten, Träumen, Wundern und Zeichen, das führt Lukas — oder Petrus — in der Apostelgeschichte 2,16—36 in einer merkwürdigen Predigt auf Eine große Erscheinung zurück: Jesus Christus. Und nicht anders meint es der Apostel in unserm Text: „Es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen."

Was unser Gott mit uns will, das ist von einer großartigen Einheit, Einheitlichkeit, Einfachheit. Gewiß, er handelt auf mancherlei Weise mit uns. Man kann in vielen Zungen davon reden. Aber er will uns ja gerade durch seine Wohltat herausretten aus der ungeheuren Zerfahrenheit und Zersplitterung unsers Wesens zu einer schlichten und gewissen Kindschaft.

Unsre Zeit hat der Gesichte und der Propheten viele. Ein wahres Zeitalter des Erlebens, auch des religiösen Erlebens scheint angebrochen. Aber es kann einem bange werden vor der Fülle der Erscheinungen. „Prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind" (1.Joh. 4, 1). Nach alter Sage erscheint auch der Teufel zuweilen als Engel des Lichts. Und viele Geister unsrer Tage verhüllen ja gar nicht die Teufelsfratze. Es kann einem bange werden um — anscheinend — so viel Empfänglichkeit, so viel Bedürfen und Suchen, und so wenig Sicherheit, Festigkeit, Reinheit im Urteilen und Entscheiden, so wenig Kraft.

Eine heilsame Gnade Gottes. „Ein Glaube, eine Taufe. Ein Gott und Vater unser aller." — Gott und Vater, wo ist dieser Glaube, diese Taufe, diese Einheit hin? Da ist lauter Krieg, eine Hand wider die andre. Mißtrauen, Verachtung, Ekel, Haß. Je schrankenloser sich einer geberdet, desto stärker dünkt er sich. Man redet so viel von nationaler Würde, nationalem Empfinden, nationaler Forderung — aber wo ist die Eine Nation? Man redet von christlicher Kirche, christlicher Schule, christlicher Weltanschauung, christlichen „Belangen" aller Art — aber wo ist die Eine Christenheit? „Ach reiß, o Herr, den Himmel bald entzwei Und komm herab zur Hilf und mach uns frei!"

Nein, sagt Gott der Herr, das will ich nicht tun. Hören sie Mosen und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, wenn ich den Himmel entzwei risse und käme leibhaftig selber zu ihnen. Ich will das nicht tun. Denn „es ist erschienen". R

Franz Werfel

4. Die Welt

Was bedeutet die Welt?
Ich bin ein Same, hierher verweht
Aus einer fremden Welt.
Dies ist nicht mein Planet.

Wie ein ferner Zuschauer sieht Werfel deutlich all unser Getriebe, Sucht, Gold, Rausch, Ehrgeiz, Eitelkeit, wie Dinge, die unendlich fern sind und doch: sie sind zugleich erschreckend dicht bei uns; wir selbst sind ja in sie verwoben. Zuschauer und Spieler zugleich; wir wissen um die Fragwürdigkeit unseres Seins und können doch nicht anders als aushalten in diesem Sein. Die Erzherrscher sind hier unten, Dämonen herrschen, und wir müssen ihnen gehorchen, sind wir doch in der Welt. Man muß stets dieser Tatsache gedenken, sonst versteht man Werfel nicht. Denn er ist wie kaum ein anderer moderner Dichter auf den Mythos eingestellt, das seltsame Ineinander von Geschichte und Übergeschichte. Ihm liegt nichts an einer rationalen Entwicklungsidee der Menschheit, aber alles an einer vollen Bejahung der Welt, ihres Fluchs und eines Hineinragens zugleich Gottes. Wie das möglich ist, darüber sagt der zweite Teil der Skizze etwas. Hier geht uns nur die Tatsache an, daß wir in der Welt sind, und die Welt Abfall ist von Gott. In dem Gedicht „Die Erzherrscher" kommt dies ganz stark zum Ausdruck. Sie sind Gottes Widersacher, Gewaltherren dieser Erde.

Und ich, der Klare in der Mansarde,
Ohne Abzeichen, Band und Kokarde,
Wie ich auch all meine Spitzen schärfe
Und mich den Namen entgegenwerfe,
Sie lachen aus mir. Ich bin verloren,
Für sie nur geboren, von ihnen beschworen.

Und in einem anderen Gedicht „Vier Türen" stellt Werfel viermal die Frage; als Antwort aber stöhnt, da der Mensch die erste Tür öffnet, „Röcheln und Sterbegekrächz" und der Weheruf über das Kreatürliche: „Weh, wer in die Tiefe sich findet"; da er die Tür nach Westen öffnet, tönt das zweite Wehe: „Weh, wenn sich kein Ausweg mehr finden läßt"; da die dritte Tür aufgetan ist, sieht er eine Schöne in Eitelkeit vor dem Spiegel und einen Buckligen, dessen Trieb zu ihr keine Beachtung findet, und das dritte Wehe fragt: „Weh! Wohin gehen wir? Wodurch schon sind wir gegangen?" Da er aber in letztem Mut die vierte Tür aufreißt, sieht er das unendliche Meer in seiner ewigen Gleichheit und Gesetzmäßigkeit, Notwendigkeit und Unbekümmertheit (Steine statt Brot!): „Und wo die letzten,

weißen Kämme stehn, ziehn am Horizont die geschmeidigen Schiffe heiter ...“ Und das letzte Verzweifeln klagt: „Wer kann unsere Welt verstehen?“ Doch „die großen Schiffe ziehen weiter, die Schiffe ziehen weiter.“ Und in einem andern, restlos schönen, verhalten lächelnden Gedicht heißt es:

Und einer, der den Blick erlauscht,
Und sieht, wie die bekleideten Gestalten
Ein Jeder still in seinem Nebel zieht,
Bleibt stehn, und hemmt nicht seine Tränen,
Und hält das Klopfen seiner Brust.

Wo alles aus letzten Fernen der Fremdheit uns bitter anschweigt, kann nicht unsere Heimat sein. Und doch: Wir sind ja in der Welt, können nicht anders, als in ihr welten; können nicht anders als so sein, wie wir sind.

Die Notwendigkeit der vorherigen Bestimmung macht sich geltend. Wie kommts, daß du so bist, ich so, daß wir uns ausstechen, wie kommt die offene Ungerechtigkeit im Weltgeschehen, die Unentrinnbarkeit des Menschen an sich, in uns hinein? Werfel antwortet:

Denn eh du noch wurdest gestellt
In Geburt und vergeßliche Stunden,
Warst du in der himmlischen Welt
Gezählt, gewogen, befunden.

Ja: „Sie saßen zu Gericht über uns, eh wir geboren wurden. Wir sind zu einer Freiheitsstrafe verurteilt, Brüder! Wir haben wo Blumen gepflückt.“ Mit immer neuen Wendungen gibt Werfel dieser Tatsache Ausdruck: „Die Welt ist Bruch und Schuld auf immerdar“, „die Welt war Angina Gottes, Pest,Eiter.“ Und im letzten Gedicht der „Gesänge aus den drei Reichen“ schrillt furchtbar sein Schrei:

Es wandeln oben vielleicht die reinen Dämonen,
Ernste Frauen,
Weilende Augen ohne Ebbe,
Mit abwärts schon wachsendem Mund ...
Aber wir unten,
Wir Knechte
In diesem Pfuhl von Luft!
... Erstickt von Betrügen,
Erwürgt von Verraten,
Gebeugte Auswanderer aus uns selbst,
Verbrecher, verfolgt
Von gemordeten Worten. ...

Vielleicht könnte man meinen, daß Werfels stark ausgeprägter Sinn für die erlebnismäßigen Imponderabilien der Welt und Natur ihn über die Einsamkeit und Fremdheit in der Welt hinwegtrüge. Doch es ist anders. Werfel kennt keine pantheistisch verzückte Naturanbetung, kennt kein mystisches Untertauchen in den Tiefen der Natur, der Bäume, Wellen und des Himmels, kennt kein freudiges Mitschwingen im Rhythmus der Jahreszeiten, Auf und Ab, Sterben und Geborenwerden. Meines Wissens existiert nur ein einziges Gedicht von ihm, noch dazu ein sehr frühes aus dem „Weltfreund“, das ihn als Naturmystiker kennt, der die innere Dynamik der Natur anbetend und jauchzend verehrt. Alle anderen Gedichte, die einen Stoff aus der Natur verarbeiten, greifen die *eine* Frage wieder auf, die unser Sein in Frage stellt. Ob es nun das dumpfe U des Uhus ist oder die Existenz der Geier, der gleitende Schwung der Schwäne oder ein Hundebellen, alles wühlt in ihm die Grundlosigkeit unser selbst auf.

Nicht nur der Mensch trägt an seinem Leib die Frage, nein, die gesamte Natur schaut Werfel unter diesem Aspekt. Fort von der Individualisierung, hin zum Mythus, zum Geschehen *der Welt*. Das erst gibt dem Dichter die ganze Trostlosigkeit, völlige Rettungslosigkeit seines Seins. In fabelhaften Tierballaden („Beschwörungen“) ist ihm die Tierwelt auch ein Teil dieses unergründlichen Welt-Rätsels. So heißt es in dem Gedicht „Traumgeier“:

Rief diese grausam thronenden Lichter,
Dieser Kondore scheußliche Herrlichkeit
Zu uns in das Land ein verborgener Richter?
Haben wir schlecht gelebt und haben
Die Aasvögel heimliche Witterung? Liegt
Im Gefild unser feinerer Leichnam dort unbegraben?

Und des Kauzes starres Schwimmen durch das Abendmeer mahnt ihn:

Ich hör seines Rufs
Todduchdringenden Schrei,
Seh des hexenden Flugs
Heran und Vorbei,
Und kann nicht verstehen den verkündeten Sinn.

Das Bellen des Hundes bedeutet den Verlust des Wortes gegen die Wörter, gegen Begrenzung und Endlichkeit:

Du und ich und diese ganze Rundwelt
Nur hervorgebellt.
Ha ... (horch, der Hund bellt!)
Endlich ist der Ort.
Aller Ort ist Wort.
Und weil Alles Wort ist, herrscht der Tod.

So ist alles einbezogen in den Rahmen des Mythus: „Weh, der Äther ging verloren; Welt erbraust und Körper ward geboren. Nun sind wir entzweit.“ Alles, Mensch und Tier, Himmel und Erde trägt das große Rätsel des Seins überhaupt. Weit, unendlich weit ist Werfel von Natursymbolik im Sinn einer wohlgeordneten, sinnvollen Hierarchie entfernt; zu tief friert in ihm das Frieren des Menschen, zu sehr fremdet es um ihn. Welt: das ist der Antipode Gottes, ist der Widerpart reinen, klaren, sinnvollen Seins. Welt: das ist nicht Paradies, sondern Rute für den Sündenfall. Welt: das ist nicht warme Beglückung, Gefild der Lebendigen, sondern furchtbare Last, Gefängnis des Menschen. Und wir in diesem Gefängnis? Wir auch sind ein Teil dieser Welt, Abfall von Gott; völlig grundlos zittern wir über dem Abgrund des Rätsels, des Abfalls von Gott. Mit der unausweichlichen Schärfe Werfelscher Aussagen, seiner zwingenden Logik ballt er diese Tatsache zusammen auf die Formel der letzten, unaufhebbaren Dualität. Wohl wissen wir in Sehnsucht von dem Reich des ganz Anderen, der Welt des reinen Wortes; doch gerade das macht unsere Lage hoffnungslos. Ausgespannt zwischen Wert und Unwert müssen wir in dieser qualvollen Lage verharren. Zu tief stecken wir in Welt, als daß wir uns lockern könnten; doch auch zu stark zittert in uns noch die Erinnerung an seligen Urstand, als daß wir uns von hier aus entspannen könnten. Ist so nicht unsere Haltung unmöglich? Wir Menschen, unseres Schwergewichtes in uns selbst beraubt, über dem Abgrund fiebernd? Wir Menschen, stündlich qualvolle Tode sterbend und immer wieder zu der schrecklichen Wirklichkeit unseres So-Seins und Nicht-anders-Könnens erwachend!

5. Gottes Tat

Was hier tun? Ists möglich, in dieser Erkenntnis auszuharren? Ists möglich, noch zu stehen, da wir uns doch den Grund unter den Füßen fortgruben? Genommen ist uns Alles, schönstes Besitztum, das Schaffen selbst. Sollten wir nicht doch von der Erkenntnis abweichen, sie nicht ernst nehmen und das alte Spiel des Ruhms, des Spiegelmenschen von neuem spielen? Nein, ruft es, Nein! „Ich will keine Metamorphose, ich will meine Wahrheit kennen, mein innerlichstes Licht oben haben“ ruft der Dichter dem Satan zu, da dieser ihm alles Beglückende, Sieg, Ruhm, Frauen anbietet. Nein, kein kleinlicher Rückfall in das Dunkel, das die Erkenntnis noch nicht durchdrang, Wahrheit will Werfel, mag dabei auch alles fortschwinden, was so bequem war. Deshalb nimmt er das Menschensein ganz auf sich, deshalb will er die eine Eindeutigkeit des „Mensch an sich“, mag sie Glück oder Elend geben. „Das Leid, das Leid gerade ist es, was ich suche“ sagt er im Gespräch mit dem Satan, da dieser ihm Glück und Leidlosigkeit verspricht. Keine Betäubung, kein Trubel, der die Erkenntnis zu Tod hasten soll: „Haschisch und Opium nannte ich schon. Ich gebe nicht meine Zweifel der Geschäftigkeit hin.“ Adam, aus dem seligen Urstand gefallen, darf nicht in sein altes Paradies zurück. Die Stimme aus dem Paradies entgegnet auf Adams Bitte um Aufnahme:

Ich darf dich nicht lassen ein,
Und darf mich nicht lassen aus,
Ich muß mich fassen ein,
Und gieße dich in Gassen aus.

Zu genau weiß Werfel, daß ein befreiender Ausgang nie über ein Vorbeidenken führt, sondern nur über ein Geradeausdenken.

Sollten wir kämpfen? Kampf um Sieg, Befreiung, Reinigung? Nein, wer kämpft, hat die restlose Hoffnungslosigkeit noch nicht gesehen. Es geht ja nicht um Dies oder Das, es geht um das Menschsein schlechthin; und auch der Kampf bliebe im Kreis des Menschseins. Von uns aus kann nichts geschehen. „Kampf? Verzeih, Satan, wenn ich skeptisch werde, an mir skeptisch werde. Es ist etwas Unpolemisches in mir. Etwas, was einem irdischen Übel ein ironisches, transzendentales Gewicht entgegenhält. Einen vielleicht billigen Trost in der ewigen Ordnung." Nein: „Dieses Herz weiß zuviel, es hat zu sehr die Trostlosigkeit, die Einsamkeit jedes Grashalms und jedes Lämpchens erfahren, zu heiß über verlassene Bänke bei Sonnenuntergang im Park geweint, als daß es den Unsinn der Wehrmacht und Gesetzgebung überschätzen würde." Kampf will noch besitzen; wir aber können nur immer lernen, daß wir nichts besitzen; ja der Dichter selbst nicht einmal sein Dichten und sein Werk. Kein schöpferisches Gestalten löst vom Fluch. Denn der Dichter schafft nicht sich, formt nicht sich:

Was mir gelingt,
Darf nicht mir gelingen,
Ein anderes Wesen will aus mir dringen,
Während mein Wachsein sinkt.
Das Fremde ist wohl gelaunt.
Es hat mich erwählt, daß es werde.
Nun grüßt es scheidend mit kalter Gebärde.
Ich starre ihm nach, müd und erstaunt.

Bis in die feinste Falte menschlichen Wesens verfolgt uns die Not des Menschseins, die Rätselhaftigkeit des Seins selbst. Die Transzendenz Gottes wirft ihre Schatten in uns hinein; dieser Metaphysik der Not entgeht Keiner; wir alle stehen in ihrem Gericht.

Da uns alle das Gericht Gottes trifft, sollten wir noch versuchen, unter uns zu richten? Was hat es Zweck anzuklagen und zu verurteilen, da wir alle von dem Anderen angeklagt und verurteilt sind? Was sollten wir anklagen, da die Anklage auf uns selbst zurückfällt? Wer anklagt, anklagt an sich vorbei; wer verurteilt, verurteilt an sich vorbei. Wer anklagt und verurteilt, ist selbstgerecht, hat seine Augen vor dem Gericht verschlossen, das uns alle eint in unserer Unseligkeit.

Denn wer zu Gericht sitzt
Über die Sünder,
Sitzt hinterm Kreuz, ist im Recht, braucht seiner Schuld
nicht zu gedenken, darf sein Wesen vergessen
Und der Henker erspart die Pflicht, sich selbst den Kopf
abzuhauen.
Ich bitte dich mit der Hand auf dem Herzen, ich beschwöre
dich, laß ab davon!
Es ist mir sehr wohl bekannt, was uns alle zur Anklage
treibt, zu Urteil, Bannstrahl, Ächtung und zu der
Seligkeit des Hohns.
Du aber bist wie ein Knabe,
Und scheinst nicht zu wissen,
Daß du nur angreifst, um dich vor dir zu verteidigen, daß
du mit deinem Schild deine Blöße verdeckst.

Wer anklagt, sitzt hinter dem Kreuz, doch uns allen gilt es; da gibt es keine Ausnahme: Sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms.

Das ist Werfel: Hinaustreten aus dem Kreis des Menschlichen in die Erkenntnis, Gott ist nicht bei uns! Das ist Werfel: Hineingehen in das Dunkel des Abgrundes, wo nichts als eine gänzliche Leere starrt, furchtbare Nacktheit. Mit blutenden Händen hat er sich alles ihn Umhüllende vom Leib gerissen: Jetzt steht er in Kälte, hebt betend zu Gott die Hände: Herr Gott, du über allem Wachender, komm und hilf, mach mich wachsend zu deinem Wort; Herr Gott, da bin ich; richte mich; nimm mich!

Das ist nicht ein Worten, das ist heißestes, glühendstes Bekennen; der Sturm der Leidenschaft peitscht das Bekenntnis zu Gott. Durch Krampf und widrige Erkenntnis ringt sich das Bekennen zu Gott durch:

Wird es immer so sein, bis zum letzten Tage?
Und wird sich in schmutzigen Kranken noch die alte Sturmglocke der Schuld empören?!
... Ich weiß nicht, ob du bist, mein Richter, aber ich wünsche, daß du bist, mein Richter, und will deine gute Rute besprechen.

„Es ist nicht die Lust der Zerknirschung, wenn ich mich dem weidenden Vieh vergleiche." Die religiöse Kraft und Wucht Werfels wird an solchen Sätzen lebendig; da ist kein verstandesmäßiges Ausklügeln, keine seelische Arithmetik, Mechanik; aus tiefsten, ursprünglichsten Gründen des Menschen quellen diese Rufe: „Wer weich kniet, betet heiser."

Aus meiner Tiefe rief ich dich an,
Denn hier rettet kein Wille mehr, hier rettet nur Wunder.
Tu Wunder!

Diese mächtige Dynamik durchpulst alle Werfelschen Dichtungen. Unter riesigem Druck platzen die Sätze hervor. Selten hat ein Mann so heiß, so leidenschaftlich gedichtet wie Werfel; selten ein Mensch so gezittert, gejauchzt und geklagt unter dem Leben; selten ein Mann so bis zum Wahnsinn innerlichst und intensiv gelebt. Da Thamal voreilig in ein Kloster eintreten will, entgegnet ihm warnend der Abt:

Dein ungelebtes Leben fortzuwerfen,
Wo ist dein Recht, zu fliehen vor Gottes Schärfen,
Die unbestandene Prüfung zu verfluchen
Und den du nicht kennst, unsern Tag zu suchen?!

Und zwei Seiten weiter heißt es vom Leben:

Nicht es vermeiden, Sohn, nein, es zerleben.

Doch wie das Leben zerleben, wenn das, was und worin wir leben, rätselhaft und verworfen ist? Wie das Leben zerleben, das doch von Anfang an vor unüberwindliche Hindernisse gestellt ist, die nur ein Wunder beseitigen kann?

Aus meiner Tiefe rief ich dich an,
Denn hier rettet kein Wille mehr, hier rettet nur Wunder,
Tu Wunder!

Und Gott tut Wunder! Damit kommt der „positive" Werfel zu Wort, dem nun die Antwort auf die Frage wird. Gott tut Wunder! Nicht etwa so, daß er seine Transzendenz, sein erhabenes Jehovatum auslöschte, sich uns als der Immanente darstellte; auch nicht so, daß Gott ein ganz massives Wunder täte, vor dem wir alle anbetend in die Knie sinken müßten. Nein, ein Wunder so, indem Gott das Geheimnis ist, das seltsam gnadenvoll durch die Zeit hindurch bricht. Gott tut das schlichteste und zugleich unfaßlichste Wunder, indem er zu uns stößt, da wir ganz Mensch sind. Gott will nichts von uns, als daß wir uns erkennen als die Gottesfernen, die Schwachen. So widersinnig, so unfaßlich es den Weisen auch dünken mag: Je ferner du dich von ihm stellst, um so näher stellt sich Gott zu dir; je schmerzvoller du dein Kreuz auf dich nimmst, um so schmerzseliger wirst du Gottes inne; je inniger du der Erde verwandt bist, um so dichter streift dich Gott. Nicht etwa, daß Gott als der tiefste Grund aus allem Sein spräche, als die Essenz, die die Dinge eigentümlich färbt, als das All-Eine. Gott i s t nicht die Welt; aber Gott spricht durch die Welt hindurch. Gott i s t nicht das Hier, aber das Hier weist auf ihn. Gott und Welt bleiben Gegen-stände, die sich da berühren, wo sie selbst aneinandergrenzen. Da der Mensch die ganze Weite, den ganzen Umfang des Menschseins erlebte, ihm nichts Menschliches fremd blieb, stieß er auf den Gegen-stand: Gott.

Gott haßt seine Engel, indessen
Liebt er den Mann, der zu sündigen wagt.
Ja, alle Reinheit ist unbeweglich,
Sie steigt nicht die himmlische Leiter empor.
Nur aus der Vernichtung gerät unsäglich
Der blutig Gehetzte ans Tor.

Da der Mensch alles nur immer Menschliche auf sich nimmt, wird ihm Gott kund. In einem Gedicht „Jesus und der Aserweg", das freilich die, welche Jesus für den Schönsten der Menschenkinder halten, abstoßen wird, heißt es:

Er neigte mild sich nieder und vergrub
Die Hände ins verderbliche Geziefer,
Und ach, von Rosen ein Geruch, ein tiefer,
Von seiner Weiße sich erhub.
Er aber füllte seine Haare aus
Mit kleinem Aas und kränzte sich mit Schleichen,
Aus seinem Gürtel hingen tausend Leichen,
Von seiner Schulter Ratt und Fledermaus.
Und wie er so im dunklen Tage stand,
Brachen die Berge auf, und Löwen weinten
An seinem Knie,
Und die zum Flug vereinten
Wildgänse brausten nieder unverwandt.
Vier dunkle Sonnen tanzten lind,
Ein breiter Strahl war da, der nicht versiegte.
Der Himmel barst. Und Gottes Taube wiegte
Begeistert sich im blauen Riesenwind.

Ein Zeichen zeichnet uns alle, das Zeichen des Kreuzes. Dieses Kreuz ist die Weisheit, die vor Gott gilt, die göttliche Torheit. „Was töricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, daß er zu Schanden mache, was stark ist; und das Unedle vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählt und das da nichts ist, daß er zunichte mache, was da ist." Eben das meint Werfel mit den Worten: „Du kennst nicht jenes Hindurch-Erkennen, plötzlichen Aufgang andern Lichts." Aus dem Urstand gefallen, dürfen wir nicht zurück, sollen eben in unserer Paradiesferne Gott nahegebracht werden; das meint Werfel, wenn er in dem Gespräch des vertriebenen Adam mit der hütenden Stimme aus dem Garten diese sagen läßt:

Ich darf dich nicht lassen ein,
Und darf mich nicht lassen aus.

Das heißt, daß eben unser Kreuz uns zur Erlösung wird.

Selig, die zweifelten — sie werden glauben.
Selig, die irrten — sie werden erkennen.
Selig die Narren — sie werden rein entbrennen,
Der Sündenbaum wird sich belauben.

Das ist die einzige Möglichkeit, Gott in seinem Licht zu begreifen, indem wir uns fern von Gott stellen; nur, wenn wir so unsere Situation begreifen, begreifen wir Gott, nein, werden wir von Gott ergriffen.

Erst das Weh, zu dem Er dich erkoren,
Hebt in Gnad dich an.
Ohne Opfer soll dir Gott gehören?
Wen Gott will, den muß er sich zerstören!

Wo wir zu haben meinen, haben wir nicht; wo wir aber nicht haben, haben wir.

Ich will dir ein Wort sagen, das du nicht begreifen wirst.
Ich sage dir: die Selbstbehauptung im Geist ist Selbstvernichtung, die Selbstvernichtung im Geiste aber ist Selbstbehauptung.
Kennst du die starke Waffe
Der wirklichen Sieger?
Sie verachten das Wort, sie ziehn die Niederlage dem Sieg vor; sie ergeben sich, sie lassen sich gefangen nehmen.

Und weiter:

In dir ist aber noch
Der alte Adam allzusehr!
So hängst du dich an Ehre, Mut und Mannheit, an die Tugenden der Bestie und ihre Vollkommenheit,
Vergissest, daß die Vollkommenheit die Lilie der göttlichen Vernichtung ist.

Auch hier zeigt sich deutlich die klare Vereinfachung des Vielerlei im Menschen auf den Generalnenner Menschsein an sich und Gott. Doch noch an einer Tatsache läßt sich diese Vereinfachung und Monumentalität Werfels sehen, an der Tatsache der Liebe.

6. Die Liebe

Wir Menschen stehen alle miteinander in der Not des Menschseins; nicht nur ich, auch du. Dieses Schicksal macht aus uns, die wir uns bis aufs Blut bekämpfen müssen, Brüder. Das Gericht Gottes, in dem wir jeden Augenblick stehen, macht uns zu Brüdern: wie Krieger im Augenblick des Sterbens aus Feinden zu Brüdern werden; denn über alles Menschliche hinweg spricht Gott zu uns. Dieses Brüdertum ist nicht in persönlichen Neigungen begründet, in denen es um dies oder das am Menschen geht, auch nicht um diesen oder jenen Menschen, sondern in einer Liebe, die über alles, auch das edelste Menschentum hinausweist und nicht die Person liebt, sondern das Menschsein überhaupt. Die Menschenliebe, zu deren Prophet sich Werfel aufwirft in Oden von riesigem Ausmaß, monumentaler Schönheit, ist deshalb alles Andere als eine fade, in politischen Bekenntnissen ausgesprochene Menschheitsverbrüderung. Monumentalität ist hier Werfel. Ihm kommt es nicht auf Einzelheiten, Kleinigkeiten an, sondern auf die letzte, eine, große Einfachheit: das Menschsein schlechthin. Keine ethische Normierung, sondern deren Zertrümmerung vom metaphysischen Standpunkt aus; Forderung, nein, Selbstverständlichkeit der Liebe; nicht weil wir lieben sollen, sondern lieben müssen. Diese Liebe ist nicht begründet in einer rationalen Erkenntnis, gehört nicht in das Reich der Vernunft; sie ist begründet in der Erkenntnis des nackten Menschseins.

Ich sage dir, wir leben, die Wesen dieser Welt zu erkennen in ihrem Wesen.
Was aber heißt Erkennen? Erkennen heißt Teilhaben am Schicksal des Erkannten,
Erkennen heißt ein Hic et ubique sein!
Ist Erkennen und Lieben Zweierlei?
Erkennen und Lieben ist Einerlei.

Selten hat ein Mann so tief in die Einheit von Erkennen und Liebe hineingeschaut. Da er einen über alles erhabenen Standort hat, sieht er alles klar und einfach; und in diese Einfachheit begreift er den Menschen mit seinem ganzen Tun ein; mag er tun, was er wolle, er muß doch unter den Standpunkt des Hier Mensch — Dort Gott.

Da wir erstickt sind im Besitz, in Gier und Habenwollen, bittet Werfel:

So gehöre ich dir und allen!
Wolle mir, bitte, nicht widerstehn!
O, könnte es einmal geschehen,
Daß wir uns, Brüder, in die Arme fallen!

Man mißversteht Werfel, wenn man seine Liebe idealistisch begründet sehen will. Seine Liebe ist ganz im Gegenteil Ausdruck schmerzlichen Erkennens: wie Rembrandt Jesus malt, im Keller predigend, leuchtend und umgeben von Kranken und Gebrechlichen, die des Abends zu ihm gekommen sind, so sieht und liebt Werfel die Menschen. Vielleicht, daß mit einem Mal aus Krampf und Enge des Tages Gott hindurchbricht, vielleicht daß wir begreifen:

Wenn die Greisin durch die Stube schleift,
Ach, vielleicht geschieht's, daß sie begreift,
Es vergeht ihr brüchiges Gesicht.
Ja, sie fühlt sich wachsender in allem
Und beginnt auf ihre Knie zu fallen,
Wenn aus einem kleinen Lampenwallen
Ungeheuer Gottes Antlitz bricht.

Kaum, daß Liebe so sehr actus wird wie im jauchzenden Hymnus: „Ich habe eine gute Tat getan", aber oft, daß Liebe wie ein zarter Schimmer aufblüht, der noch nicht weiß, ob er ganz sichtbar werden darf: nicht hier und dort nachzuweisen, und doch mitklingend als ein zarter Hauch, deutlich für den, der in der Musik Werfelscher Bilder das Ungesagte und vielleicht Unsagbare hört. Wenn der Dichter ein Bild zusammenballt, ganz leicht und frei und doch unmittelbar sicher, klingt dieser heimliche Ton mit. Wenn er mit der Kunst eines um Geheimstes wissenden Dichters seine Worte verströmt, meint er doch immer mehr als das, was er ausspricht. Wie notwendig zwingend ist doch jenes Wort:

Ein Pikkolo schläft, ein Schutzmann schaut in den Wind.
Wer weiß es denn, wie sehr wir alle beisammen sind.

Hier, wo es gilt, zu verstehen und die übervernünftige Einheit der Menschen in der Liebe auszusprechen, blüht Werfels Lyrik mächtig auf; keine Lyrik der Natur, verschwärmter Liebe, der Tiere, Bäume, Wolken und Winde, sondern eine tiefere Lyrik, die das unsagbare Geheimnis des Menschen, den erkennen zugleich auch lieben bedeutet, meint, ein Geheimnis, das nur durch die Bilder und hinter den Bildern geahnt wird; diese Lyrik weist über sich selbst hinaus, wird zur Lyrik der Metaphysik der Liebe.

Das ist Franz Werfel: tiefste Schaufel der Erkenntnis, die den Menschen, der vom Lügenschutt des Ich süß und selig zugedeckt war, nackt und bloß ausgräbt, den g a n z e n Menschen, guten und bösen, Pharisäer und Zöllner, den Menschen, der durch sein Sein — und mag es noch so gut sein — aus Gott gefallen ist; Monumentalität, letzte, große Vereinfachung und Einfachheit. Das ist Franz Werfel: Schrei nach Rettung aus diesem grausen Spiel des Menschen:

So schützt mich! Haltet mich, so nehmt mich in die Mitte.
Zu spät! Stoßt an! Lebt wohl! Lebt wohl!

Das ist Franz Werfel: verlöschendes Lichtlein in Öde und Tod, Finger des Täufers am Kreuz: Illum crescere, me autem minuere oportet, Jener muß wachsen, ich aber abnehmen. Rettungsloses Verharren am Ort des Augenblicks; kein Sprung über das Loch der Erkenntnis, kein Zerrenwollen, Sichrettenwollen. „Gibs auf, zu girren und zu haschen! Dem Wartenden wird kein Gesang!" Vielleicht, ganz vielleicht kommt Gott, wenn wir uns selbst aufgeben, kommt im Gericht. Und er kommt! Wo wir uns den Grund, die selbstische Sicherheit fortgruben, wo wir freischwebend, starr verhoffen, da bricht das Licht des Ganz-Anderen hindurch: „plötzlicher Aufgang andern Lichts." Wo wir uns ganz hinstellen unter das Kreuz, stößt Gott zu uns. „Gott sei mir Sünder gnädig. Und ich sage euch: Jener ging gerechtfertigt von dannen."

Gott kommt zu uns, neigt sich zu uns, und wir dürfen jetzt von ihm wissen.

Herr, meine Seele ist die Dämmerung,
Die noch verbirgt die Bilder deines Tags.
Herr, meine Seele ist der Wolke Bann,
Der deinen Strahl in seine Schwärze fängt.
Doch schon erwacht zu zärtlichster Gestalt
Die Linde vor dem Haus aus Dämmerung.
Und durch die Wolke bricht, gebrochen zwar,
Doch so erträglich erst dem Aug dein Strahl.
Was bin ich? Bin ich deine Wahrheit? Nein,
Ich bin die Dämmerung, bin die Wolke nur,
Das kleine Trübe bin ich, das du brauchst,
Dich zu verkündigen, doch Verkündigung nicht.

Ists nicht j e t z t die selbstverständlichste Tatsache, daß, wie wir der Welt verfallen sind, so auch wir von Gott wissen? Ists j e t z t nicht selbstverständlich, daß Gott handelt mit uns? Und er handelte! Durch unsere Gebrochenheit hindurch! Handelte durch unser Sein hindurch! Hob es nicht auf. Wir sind ja auf Erden. Alles bleibt, was es war. Und doch, es bleibt nicht, was es war; wird ganz anders, steht ja j e t z t im Licht Gottes.

Wer so emporgetaucht ist,
Von solcher Fahrt verbraucht ist,
Er will, was er erkannt hat, nicht mehr kennen.
Nur eine Zärtlichkeit —
Fühlt er mit kühler Glorie in sich brennen.
... Gelassen
Darf ich das Fleisch der Dinge wieder fassen.
Welt um mich fallen Schatten und Grimassen.
Das Eitle ging zur Rüste.

Halten und doch nicht mehr halten, Sprung über sich hinaus. Hineinnehmen alles Menschlichen in sich, Gegenwartstrunkenheit: Wir sind! Diesseits ganz und gar. Und deshalb nicht nur Diesseits, sondern auch Jenseits, Zeichen doch wenigstens in die Seligkeit des Jenseits hinein.

Marburg H a n s S c h i m m e l p f e n g

Zum Problem der religiösen Erweckung

Eine der merkwürdigsten Erfahrungen in meiner Beschäftigung mit dem Buddhismus ist mir immer die folgende geblieben:

Es ist klar, wie wichtig im Leben eines religiösen Erweckers die Umstände seiner eigenen Erweckung sein müssen. Ich hatte die Geschichte der entscheidenden Erleuchtung des Buddha schon öfter dargestellt gelesen, ehe ich an die Quellen kam. Da war ich nun ganz anders gepackt, als ich die Schilderung in den „Reden Buddhas" las, die in der 36. und 85. der „Mittleren Sammlung" (zum Teil gleichlautend) erhalten ist und sehr stark den Eindruck macht, dem Selbstzeugnis des Buddha nahe zu stehen.

Es war nicht der bloße Unterschied der Quelle vom Referat, worauf die ganz andere Wirkung beruhte. Bei sehr alten und fernen Quellen pflegt ja ein gutes Referat zunächst sogar stärker zu wirken als die Quelle mit ihren ungemilderten Fremdheiten. Nein, es war etwas ganz Andres. Es war, daß gerade das, was in dem alten Bericht mir wichtig erscheint, ja entscheidend, gerade das, was mir den Buddha auch menschlich am meisten nahe brachte, daß gerade das in den mir bekannt gewordenen Referaten und sogar den bedeutendsten, bei Oldenberg sowohl als seinem Antipoden Pischel, einfach weggefallen ist.

Man vergleiche selbst! Die entscheidende Stelle — nach einer höchst eindrucksvollen Schilderung der vorausgegangenen Schmerzensaskese, durch die der Buddha vergeblich das Heil gesucht hatte — lautet in der klassischen Übersetzung Neumanns *) so:

Da kam mir, Königsohn — es handelt sich um ein Gespräch — der Gedanke: „Was für Asketen oder Priester auch je in der Vergangenheit herangetretene schmerzliche, brennende, bittere Gefühle erfahren haben: das ist das Höchste, weiter geht es nicht. Was für Asketen oder Priester auch je in der Zukunft herantretende schmerzliche, brennende, bittere Gefühle erfahren werden: das ist das Höchste, weiter geht es nicht. Was für Asketen und Priester auch jetzt in der Gegenwart herantretende schmerzliche, brennende, bittere Gefühle erfahren: das ist das Höchste, weiter geht es nicht. Und doch erreiche ich durch diese bittere Schmerzensaskese kein überirdisches, reiches Heiltum der Wissensklarheit! Es gibt wohl einen anderen Weg zur Erwachung."

Da kam mir, Königsohn, der Gedanke: „Ich erinnere mich, einst, während der Feldarbeiten bei meinem Vater Sakka, im kühlen Schatten eines Rosenapfelbaumes sitzend, den Wünschen erstorben, dem Urteil entronnen, in sinnend geeinter ruhegeborener seliger Heiterkeit die Weihe der ersten Schauung errungen zu haben: das mag wohl der Weg sein zur Erwachung."

Da kam mir, Königsohn, der Gedanke: „Wie, sollt ich etwa jenes Glück fürchten, jenes Glück jenseit der Wünsche, jenseit des Schlechten?"

Da kam mir, Königsohn, der Gedanke: „Nein, ich fürchte jenes Glück nicht, jenes Glück jenseit der Wünsche, jenseit des Schlechten."

Da kam mir, Königsohn, der Gedanke: „Nicht leicht kann wohl jenes Glück erreicht werden mit so außerordentlich entkräftetem Körper; wie, wenn ich nun feste Nahrung zu mir nähme, gekochten Reisbrei?" Und ich nahm, Königsohn, feste Nahrung zu mir, gekochten Reisbrei.

Wie der höchst interessante Bericht weitergeht, lese man selbst nach. Es folgt zunächst die bekannte Episode von den fünf Asketen, die auf den Heilserfolg der übertriebenen Schmerzensaskese des Buddha gehofft und gewartet haben und nun enttäuscht sind, weil er „der Askese untreu wird, geneigt zur Üppigkeit".

Nur im Vorübergehen sei auf die frappierende Parallele dieser Schilderung zu derjenigen Luthers hingewiesen: dieses „Was für Asketen je ... dies ist das Höchste, weiter geht es nicht!" und das Lutherische: „Wenn je ein Mönch durch Möncherei in den Himmel gekommen ist,

*) Mittlere Sammlung, 2. Band, S. 445 f. München, R. Piper. Der Verlag hat statt der stattlichen, aber unhandlichen Ausgabe in Folio eine neue Ausgabe in Taschenformat hergestellt, die sich sehr gut liest. Vgl. 1924, 11/12, 193.

ich wollt's sein!", sowie die entsprechende Paulusaussage. Aber, was mir wichtiger ist: diese Erinnerung an die Kindheit, an eine Stunde weltverlorener natürlicher Kindesversunkenheit.

Liegt hierin nicht Etwas, das allen großen Religiösen gemein ist, wenn es auch in verschiedenartigster Färbung erscheint und auch in verschiedener Deutung und Richtung verfolgt wird, — diese Sehnsucht zur allereinfachsten Schlichtheit und Natürlichkeit der Seele, diese Abwendung von allem künstlichen Getue und Gemache, dieser Glaube, daß die Erlösung irgendwie mit einem Wiederschlichtwerden zusammenhängen müsse?

Daß im Übrigen die Erlösung des Buddhismus weit stärker, als man von dem rationalisierenden Verständnis des Abendlandes aus bisher annahm, sich in Meditation und Ekstase zu erleben sucht, wird von den Religionsforschern immer mehr gesehen, weniger der religiöse Ort gespürt, in dem hier das allgemein menschliche Erleben, also auch das des Abendlandes, einstimmt.

Und doch: auch bei uns und bis in unsre Zeit hinein liegt das eigentliche religiöse Erleben in einem Moment der Weltentrücktheit, aus dem wir wie aus unendlicher Ferne, neu eingestellt und wahrhaftig und rücksichtslos geworden, ins ganz neu gesehene Tagesleben zurückkehren.

Es ist das ein Moment, das auch wir heute noch ganz wohl von anderen zu unterscheiden wissen und das wir meinen, wenn wir einer Feier Andächtigkeit nachsagen im Gegensatz zur leeren Belehrung.

Dies ist nun freilich nicht mehr das Problem der einmaligen Erweckung, sondern der wiederholungsbedürftigen religiösen Erbauung.

Bischofstein Arthur Bonus

Religion oder Magie?

Die Aufstellung der Frage: Ist das Christentum Religion oder Magie? wird Manchem absonderlich und unsinnig genug erscheinen. Denn Religion und Magie sind doch wohl die denkbar größten Gegensätze. Es erscheint unmöglich, daß das Gebiet der Frömmigkeit mit dem der Zauberei irgend etwas Verwandtes aufweisen kann, geschweige denn, daß die beiden letzten Endes Eins sein sollten.

Dennoch ist es eigentümlich und bemerkenswert, daß z. B. bei den primitiven Religionen die Frömmigkeit mit der Zauberei Hand in Hand geht, daß hier also zwischen beiden eine geheime Verbindung zu bestehen scheint. Angenommen, daß die Urgründe menschlicher Frömmigkeit in einer Ehrfurcht vor der unerklärbaren Natur und ihrer oft verderbenbringenden Gewalten zu suchen sind, so liegt es in der Natur der Sache, daß diese resignierende und hilflose Ehrfurcht nur zu bald von dem Wunsche beseelt werden mußte, die drohenden Naturkräfte eben durch die Verehrung zu beschwichtigen. Zufällige „Erfolge" werden mit der Zeit System in solche Verehrung gebracht haben. Die Verehrung blieb nicht mehr stumm und hilflos, sondern wurde zu bewußter Tat, mit der Absicht, die Mächte des Unerklärlichen und Unsichtbaren zu beeinflussen. So etwa mögen die Anfänge des Kultus und der ihn richtig und wirksam ausübenden Berufsklasse, der Priesterschaft, gewesen sein.

Tatsächlich ist auf der primitiven Religionsstufe der Priester stets zugleich Magier, heute wie in ältesten Zeiten. Der Medizinmann ist der Wissende und der Könnende; nur die Menge kennt das große Geheimnis nicht und steht ihm machtlos gegenüber, wenn sie das magische Wissen und die magische Kraft des Priesters nicht in Anspruch nimmt. Der Priester ist der Mittler zwischen der Menschheit und den guten wie bösen Geistern. Vollmacht zu diesem Amte verleiht ihm die Magie.

Magie ist bewußte Einwirkung auf das Reich des Unsichtbaren durch ein besonderes Ritual. Dieses magische Ritual kann einfach oder kompliziert sein. Es besteht in der Regel in der Aussprache gewisser Worte, die einen klaren oder verborgenen Sinn enthalten können und zumeist in stereotyper Weise wiederholt werden (Zaubersprüche, heilige Formeln, Nennung besonderer Namen), oder in der Darbringung von Opfern und Räucherwerk, auch in der Anwendung von Musik, von besonderen Zeichen und Symbolen usw. Alle diese mehr oder weniger geheimnisvollen Handlungen haben den Zweck, eine Herbeilockung oder magische Verbindung mit dem oder den guten Geistern zu verursachen und die schädlichen Geister abzuhalten und zu vertreiben. Die Religion selbst ist hier letzten Endes nur Magie, und die religiöse Lehre kann hier nichts anderes sein als eine „talismanische Dämonologie", d. h. eine Anweisung, auf welche Weise man sich am besten vor der Einwirkung böser geistiger Mächte schützen kann*).

Dieser von der Magie nicht zu trennende Geisterglaube oder „Aberglaube" ist ursprünglich Gemeingut aller Völker. Alles, was heute Religion oder auch „exakte Wissenschaft" ist (Medizin, Astronomie, Chemie, Mathematik, Theologie usw.), war einmal mit Magie verbundene Geheimlehre. Soviel auch die fortschreitende Aufklärung an ihrem Teil zur Ausrottung des Geisterglaubens beigetragen hat, so war sie doch nicht imstande, ihn völlig zu beseitigen, wofür nicht nur das ganze Mittelalter, sondern ebenso die Gegenwart Beweismaterial liefert (Animismus und Spiritismus).

Besonders bedeutungsvoll für die spätere Religionsgeschichte ist die Altbabylonische „Sühnewissenschaft" geworden, deren Ursprünge noch bis in die Zeiten vor Asurbanipal zurückreichen. Mit den magischen Gebeten (Beschwörungsformeln) waren Waschungen mit heiligem Wasser oder Besprengungen verbunden, ferner das Zerreißen des Gewandes, das Zerraufen der Haare usw. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß dieses ausführliche Beschwörungsritual der Sühnewissenschaft babylonischer Priester sich fortgepflanzt hat auf umliegende orientalische Volksstämme und daß es durch deren Magier aus dem „Morgenlande" auch nach Westen, nach Palästina, verbreitet wurde. Wenigstens weisen die Sühneriten der Semiten mit denen der Babylonier weitgehende Verwandtschaft auf und, was besonders beachtlich ist, das Judentum der Zeit Christi besaß eine ausgesprochene Dämonologie — eine Engels- und Teufelslehre, die dem Volke tief im Blute steckte und selbst heute noch im Orient eine weit größere Rolle spielt, als gewöhnlich angenommen wird. Bei Lichte besehen, ist die jüdische Volksfrömmigkeit — im Gegensatz zum israelitischen Prophetismus — gar keine Religion, sondern eine dämonologisch orientierte Moral.

Es ist insonderheit das Verdienst des verstorbenen Professors Alfred Seeberg, auf die hohe Bedeutung der jüdischen Dämonologie hingewiesen zu haben. Nach jüdischer Lehre wurden alle Krankheiten, Sünde, Schuld, Not und Tod zurückgeführt auf den Einfluß böser Geister. Es ist also nicht etwa — wie man verschiedentlich gemeint hat — an dem, daß es zur Zeit Jesu besonders viel Besessene (Irrsinnige) gegeben habe, weil im Neuen Testament so viel von Dämonenaustreibungen die Rede ist. Das ist viel zu modern gedacht. Sondern: jeder Kranke, jeder Sünder stand eo ipso nach damaliger Auffassung unter dämonischem Einfluß — eine Überzeugung, die noch heute jeder Orientreisende in Palästina antreffen kann. Es ist demnach selbstverständlich, daß Jesus — infolge seiner Krankenheilungen und seines befreienden Einflusses in geistiger Hinsicht — in erster Linie als Dämonenbezwinger, als „Durchbrecher aller Bande" gefeiert wurde. Damit war seine Einreihung in die Klasse der Magier von selbst gegeben.

Diese magische Wertung nicht nur des geschichtlichen Jesus, sondern auch des übergeschichtlichen Christus gilt

*) Vgl. Richard Grötzinger, Talismanische Dämonologie. Linser-Verlag, Berlin-Pankow.

es besonders ins Auge zu fassen. A. Seeberg hat in seinen sämtlichen Veröffentlichungen, am nachdrücklichsten in seiner Schrift „Christi Person und Werk nach der Lehre seiner Jünger" (Deichert, Leipzig 1910) dargelegt, daß nach urchristlicher Lehre die Grundbedeutung des Lebens und Todes Christi nichts anderes als die Überwindung der Verderbensmächte war. Genau genommen war für die älteste Christenheit gar nicht der Tod Christi die entscheidende Hauptsache, sondern seine „Auferstehung und Erhöhung": Christus hat dem Tode (als dem mächtigsten Dämon) die Macht genommen oder — wie es an anderer Stelle heißt — er ist gekommen, die Werke des Teufels zu zerstören.

Es ist im Rahmen dieser Abhandlung nicht möglich, aber auch nicht nötig, alle Stellen des Neuen Testaments zu zitieren, wo die Rede davon ist, daß Jesus der „Herr" geworden ist über die „Engel, Mächte und Gewalten", daß in seinem Namen „sich beugen sollen die Knie aller, die im Himmel, auf Erden und unter der Erde sind", d. h. eben: aller Geister und Dämonen. Der Kyrios Christos war für die Christen der allgewaltige Talisman gegen alle dämonischen Einflüsse, denen Geist und Körper ausgesetzt waren. „Im Namen Jesu" tauften die Apostel, „im Namen Jesu" machten sie Kranke gesund. Der Name Christi wurde alsbald zu einer Art magischen Beschwörungsformel. Ebenso zeigt sich, daß gerade bei der Sakramentslehre sich magische Einflüsse geltend machten. Paulus spricht im 10. Kapitel des ersten Korintherbriefes davon, daß die Opferfleisch essenden Juden in enger Gemeinschaft mit dem Opferaltar stehen und daß ebenso die Heiden durch das Genießen des Götzenopferfleisches in magische Verbindung mit dem Götzen selbst geraten, die für ihn dasselbe sind wie die Dämonen. Nach seiner Anschauung gelangt auch der Christ, der sich am Abendmahl beteiligt, in mysteriöse Verbindung mit Christus, wodurch er Bewahrung findet vor den Sündengeistern.

Man kann sagen: sobald sich das Christentum zu einer Sakraments- oder Mysterienreligion entwickelte, ist es zur Geheimlehre, zur Magie geworden. Tatsächlich finden wir beim vulgären Katholizismus Alles das wieder, was in der Magie primitiver Völker als Grundstock vorhanden ist. Der Priester ist auch hier letzten Endes der Magier, der die geheimnisvolle Macht besitzt, den Verkehr zwischen Gott und Menschheit wirksam zu gestalten. Er vermag durch das Hersagen von Beschwörungsformeln aus dem Benediktionale die Teufelsgeister auszutreiben; er ist imstande, durch Fürbitten, Totenmessen und dergleichen die guten Geister, die Heiligen, günstig zu stimmen. Vor dem heiligen Zeichen des Kreuzes oder vor dem Kruzifixus fliehen die bösen Geister; das Weihwasser und das Weihräuchern mit der in der Magie aller Völker eine große Rolle spielenden Myrrhe hat ähnliche Bedeutung. Vergegenwärtigen wir uns das ganze vulgäre Christentum mit seinen Gebeten um Glück und Wohlergehen, besonders auch das orthodoxe Christentum mit seiner Sühnopfertheorie, so wird uns die anfangs gestellte Frage wieder bedenklich nahe gerückt: Ist dieses Christentum etwas anderes als Magie? Unterscheidet es sich wesentlich von der Sühnewissenschaft altbabylonischer Magier?

Bei der Beantwortung dieser Frage, die besonders im Hinblick auf die urchristliche, dämonologisch eingestellte Heilslehre von jedem als brennend empfunden werden muß, ist es nötig, die Religion wie die Magie auf das ihr eigene Gebiet zurückzuführen, um sie dann gegeneinander abgrenzen zu können.

Religion und Magie weisen zunächst einen gemeinsamen Grundcharakter auf. Beide sind etwas Geheimnisvolles, Okkultes. Denn die Religion entzieht sich wie die Magie der eigentlich wissenschaftlichen, verstandesmäßigen Kenntnis und Erkenntnis. Die Magie und die Religion ist im tiefsten Grunde nur dem „Eingeweihten" verständlich. Die Geheimnisse der theoretischen wie praktischen Magie können nur vom Geheimschüler behandelt und verstanden werden; den Anderen, den Außenseitern, müssen sie unglaubwürdig oder lächerlich erscheinen. Genau so ist es aber mit der Religion: das Christentum ist den Eingeweihten, „denen, die da glauben", eine Kraft Gottes, den Anderen ein „Ärgernis und eine Torheit".

Gehen wir aber einen Schritt weiter, so wird die Angelegenheit schon schwieriger. Die Magie, wenigstens die sogenannte „weiße Magie", geht darauf aus, seelische und körperliche Leiden zu heilen und den Menschen ein glückliches, ungestörtes, heiteres Dasein zu bescheren. Vergleichen wir hiermit die Krankenheilungen eines Blumhardt, eines Seitz und anderer Gesundbeter, so stehen wir vor der alten Frage: Ist dieses Heilen eine religiöse oder magische Wirkung? Und wenn von Gott gelehrt wird, daß er Alles kann, was er will, daß bei ihm kein Ding unmöglich ist — handelt es sich hier um eine religiöse oder magische Gottesanschauung? Auch die magische Wissenschaft lehrt ja, daß ihr nichts unmöglich ist.

Was zunächst das „Gesundbeten", die Dämonenaustreibungen, mit einem Worte: alle „Wunder" betrifft, so scheint mir dieses okkulte Gebiet weit weniger mit Religion zu tun zu haben, als dieses gewöhnlich angenommen wird. Es handelt sich hier meines Erachtens entweder um Suggestionstherapie oder um reale Magie, aber nicht um Religion *). In diesem Sinne sagt der heilige Franziskus einmal, daß die höchste Freude und Vollkommenheit des Christen durchaus nicht im Krankenheilen und Totenauferwecken bestehe. Und von Jesus selbst ist ein Wort überliefert, das gegenüber der urchristlichen Heilslehre, wonach seine Erlöserbedeutung ja gerade in seinem Siege über die bösen Engel bestand, besonders beachtet sein will, weil es eine Absage an die Magie und Dämonologie darstellt: „Darüber, daß euch die Geister untertan sind, freuet euch nicht!" — wenngleich sich auch entgegengesetzte Aussprüche bei ihm finden. ... Die „christliche" Wissenschaft (Christian science) halte ich für einen Selbstirrtum — womit ich auf Grund gutbezeugter Tatsachen nicht bestreiten will, daß es so etwas wie eine christlich gefärbte Magie geben könne. ...

Weil mir die Religion ihrem Wesen nach etwas Anderes zu sein scheint als die Magie, ist es mir aber auch nicht gut möglich, die Christologie der Urchristenheit als religiöse Weisheit anzuerkennen — mag sie auch noch so gut von den „Säulenaposteln" selbst bezeugt sein. Denn auch sie ist letzten Endes — Dämonologie, wenn auch Eudämonologie. Die geschichtlichen Tatsachen des Todes und der Auferstehung Christi (ganz gleich wie sie beschaffen sein mag) werden hier als magische Fakta von talismanischer Bedeutung gewertet, die sozusagen als Schlußeffekt des göttlichen Heilsprogramms auf den Plan treten. Wieder erhebt sich die Frage: Ist das noch Religion?

Die Fragen, die sich einem bei dieser ungewöhnlichen Einstellung aufdrängen, gehen ins Hundertfache. Es liegt mir fern, sie weder hier alle anzudeuten noch sie alle beantworten zu wollen. Ein ausführlicherer Versuch soll demnächst in Buchform gemacht werden. Und ich wäre dankbar, wenn die Freunde der Christlichen Welt entweder durch Aufsätze in unserer Zeitschrift oder durch brieflichen Verkehr mit dazu beitragen würden, durch ihre Meinungsäußerungen zu diesem lange genug vernachlässigten Thema, das infolge des heute wiederauflebenden Okkultismus besonders wichtig erscheint, das in Rede stehende Problem gebührend zu durchleuchten **).

*) Vgl. hierzu mein Buch „Religion und Suggestion" (Marhold, Halle 1922), ebenso mein Buch „Franziskus von Assisi" (Reißner, Dresden 1923) und Graf Keyserling „Das Okkulte" (Reichl, Darmstadt 1923).

**) Zur Unterstützung dieses Verlangens veröffentlichen wir den Artikel. Vgl. auch die Anzeige Sp. 92 vom selben Verfasser. Seine genaue Adresse: Pfarrer L. B., Wolperndorf bei Langenleuba-Niederhain, S.-A. D H

Nur soviel möchte ich am Schlusse dieser mehr als Anregung gemeinten Betrachtung sagen, daß die Frage, ob es Geister gibt oder nicht, mir an und für sich durchaus nicht die hier entscheidende ist. Krankheit, Sünde, Tod sind Realitäten — ob sie nun von Dämonen gewirkt sind oder nicht. Der Geisterglaube, d. h. die Überzeugung, daß es sie gibt, ist nur Sache der Vorstellung und hat mit Religion an sich nichts zu tun, noch weniger als die Magie. Denn auch die Magie kämpft nach ihrer Weise gegen die Wirklichkeiten der Finsternis. Der Unterschied aber zur Religion ist wohl hauptsächlich der, daß die Religion als solche nicht dagegen ankämpft, sondern sie „überwindet". M. a. W. Magie ist Sache des Bewußtseins; Religion ist Sache des Unbewußten. Magie ist Kunstgriff, Trick, Technik; Religion ist „Gefühl", intuitive Erkenntnis, Vollmacht, jedenfalls ein Zustand, der nicht durch Selbstdisziplin erreicht werden kann. Noch anders ausgedrückt: Magie handelt; Religion ist. Die Magie kann moralischen Wert besitzen; die Religion liegt jenseits der Moral: „Laß die linke Hand nicht wissen, was die rechte tut." Die Magie lehrt: „Widerstehet dem Teufel, so flieht er vor euch." Die Religion lehrt: „Freuet euch, daß eure Namen im Himmel angeschrieben sind!" Von hier aus wird auch vielleicht am ehesten verständlich, warum etliche religiöse Geister alles Tun und Handeln überhaupt der Moral und Magie überließen (wie man denn auch ein magisches und ein ethisches Christentum — Katholizismus und Protestantismus — unterscheiden könnte) und sich auf mystisches Sichversenken beschränkten. Der Konzentration der Magie entsprach hier am reinsten die Kontemplation der Religion.

Ist nun das Wesen des Christentums Religion oder Magie? ...

Wolperndorf in Thür. Alexander Beyer

Möttlingen

Wir denken nicht an das Möttlingen des alten Blumhardt, der längst Mode geworden ist, sondern an das Möttlingen von heute, das Möttlingen Vater Stangers. Übrigens bestehen die engsten inneren Beziehungen zwischen beiden. Was sie darüber gesagt, teilt Vater Stanger in seiner kurzen schlichten Selbstbiographie mit. Es ist so außerordentlich, daß ichs hier nicht mitteile. Man lese es! Wer es fassen mag, fasse es. Ohne Zweifel ist das Möttlingen von heute für die evangelische Kirche Deutschlands weit bedeutungsvoller als das Möttlingen Blumhardts. Nur weil dem so ist, schreibe ich davon.

Es war nicht eine perverse Liebe zum religiös Absonderlichen oder gar eine Art christlicher Sadismus bzw. Masochismus, den offenbar manche im stillen bei mir vermuten, der mich nach Möttlingen trieb. Menschen in irgendwie gehobener Stellung gehen nur nach Möttlingen, wenn sie bitterste Not dahintreibt, wenn alle Seelsorger und Ärzte sich umsonst um ihre Wunden abgemüht haben. So ist mirs ergangen, wennschon ich merke, daß es nicht bloß in christlichen Kreisen auch so sachte Mode wird, einmal Vater Stanger gesehen und gehört zu haben. Freilich, der Fall lohnt sich, auch wenn man bloß Heroenkultus treibt. Also ich mache mich im März d. J. mit meiner Frau auf, in Möttlingen von einem langen, störenden Nervenleiden Heilung zu suchen. Aber liegt das Nest aus der Welt! Brauchen wir da von Mainz fast zwei volle Tage, um hinzukommen. Man hätte den Spaß dran verlieren können! Und die Stunde von der Bahn nach dem Ort selber! So etwas hatte ich kaum in meinem früheren Bergdörfchen erlebt! Da man uns am Tage zuvor erwartet, war bei dem starken Zudrang unser Zimmer besetzt. Man quartiert uns zum Nachtwächter aus, wo wir fünf Tage höchst primitiv übernachteten. Trotz nasser Füße, die in den 14 Tagen kaum trocken geworden sind, gehen wir erwartungsvoll am ersten Morgen in die „Rettungsarche". Jesus ist Sieger! steht deutlich darauf. Es erinnert mich an den alten Blumhardt. Ach, ja, man liest so etwas ja einmal ganz gern, aber als gebildeter Theologe nun faktisch und wirklich in eine „Rettungsarche" gehen, bereitet einem doch ziemliches Mißbehagen. Schon am Abend vorher hatte mir der Ton des Harmoniums nicht gerade einladend geklungen. Denn Harmonium und Askese, Kloster, Gemeinschaftsstube, Enge, Muff, Augenaufschlag und Sauertöpfe sind uns feinen Leuten ja so ziemlich dasselbe. Aber hinein, du kannst nicht mehr zurück! Ziemliches Gedränge in dem großen frischen neuen Saal. Eine markante Bauerngestalt (Bruder W.) schüttelte uns die Hände. Das muß er sein, dachte ich. Na, dem kann man was zutrauen! Die Gäste trinken ihren Morgenkaffee: trockenes, aber gutes Brot und Malzkaffee. Der Pensionspreis ist ja auch erstaunlich billig! Meist kleine Leute dort, aber auch zahlreiche Menschen aus besseren Ständen mit feingeschnittenen Gesichtern und scharfen Brillen. Nach dem Kaffee ist Andacht. Ein alter Mann — ich hielt ihn für einen abgearbeiteten Kaufmann mittlerer Lage, der eben auch hier Heilung suchte — geht auf zwei Stöcken langsam zum Pult. „Das ist der Vater!" flüstert es neben mir. Ich bin ganz enttäuscht! Zwar ein liebes, altes Gesicht mit klugen Augen, aber ein Zwicker und ein Schnurrbart dabei. So sehen doch große Gottesmänner nicht aus! Aber wie wurde mein Unglaube gestraft, als er das Wort Gottes auslegte! Da jagte ein Blitz den andern, ein Kraftwort das andere, eine bohrende Wahrheit die andere. Rhetorisch eine Stümperei, denke ich, aber welch gewaltiges Geisteszeugnis! Und das alles ohne jede Vorbereitung, die in Möttlingen für absolut ungeistlich gilt. Na Vater Stanger! dachte ich, du kannst dirs leisten, aber wehe, wenn die Zwerge das nachmachen!

Und was kriege ich da zu hören? Die Pfarrer und die Reichsgottesarbeiter, die Schwestern und Pietisten, das sind die größten Feinde des Evangeliums und der Arche. Die sind so hoffärtig und haben so dicke Köpfe, aber im Herzen da ists leer. Warum habt ihr eben so schlecht gesungen? Ei, singt doch durch! Dem Teufel zu Ehren habt ihr fest durchsingen können, aber dem Herrn zu Ehren, das bringt ihr nicht fertig. Ja, ja früher da habe ich auch den Heiland verfolgt; jetzt will ich den Teufel verfolgen. Wo ich den ärgern kann, tu ichs. Aber ihr lebt dem Teufel noch zu Gefallen. Seht, mich quält auch ein schreckliches Gicht- und Herzleiden, aber ich bin bloß da unten krank, da oben bin ich ganz gesund und will für den Herrn wirken so lang ich noch atmen kann. Ich kann jeden Augenblick den Herrn loben. Aber ihr habt noch so ein erbärmliches Christentum. Ei so gebt doch euer Herz her, daß ihr frei und froh werdet! Wer will heute in den Himmel kommen? Alle! Recht so! Wißt ihr, das vornehme Christentum ist kein Schnupftabak wert. Das gilt im Himmel nichts, das gilt bloß in der Hölle. Früher, wie ich noch ein Trunkenbold und Ehebrecher war, da war ich auch so vornehm und hatte Charakter. Ich hab gar keinen Charakter mehr. Unser Heiland ist die Liebe. Neulich war auch son rechter Lump hier, ein Räuberhauptmann. Der schaute finster aus!! Na, ich hab ihm auf die Schulter geklopft und gesagt: Das ist recht, daß Sie da sind. Wir zwei Lumpen passen gut zueinander. Und noch am selben Tag hat er sich bekehrt und Frieden kriekt. Is das nicht e herrlich Sach? Was hängt ihr die Köpf und bet so viel? Hilft euch alles nix. Mit dem Herrn Gemeinschaft haben, das macht froh und is das beste Gebet. Wir müssen Überwinder werden, eine ganze Hingabe an ihn. Also wir wollen ein heilig Opfer für ihn werden, wie er für uns eins war. Amen.

Dies in Kürze der ungefähre Inhalt einer Andacht. Ich fühlte tief und meine Frau mit mir: der lebt im Zentrum!! Das ist ein wahrhaft Erlöster! Da steht nichts zwischen ihm und Gott. Das ist Gottes Bote, seine rechte Hand, ein Malach Jahwe. Der lebt nicht in der Zeit, der

lebt ganz in der Ewigkeit. Nach der Andacht ist Sprechstunde. Starkes Gedränge vor seiner Türe. Er winkt mir mit dem Stocke zu, hereinzukommen, obschon oder weil ich mich nicht unbescheiden vordrängte. Er spricht kurz von den Separatisten, deren Treiben er sehr bedauerte. Ich kam ja aus dem Mainzerland. Aber das ist ein ganz kurzes Intermezzo, da in Möttlingen niemand auf die Idee kommt, eine Zeitung zu lesen. „Net wahr, Sie sind e Pfarrer. Ich hab mirs gleich gedacht." Und dabei blickt er mich mit gewinnender Liebe an. No wo fehlts denn? Ich klage ihm meine innere und äußere Not. Man tut das dort mit einer gewissen Selbstverständlichkeit. Alles Verbergen ist da gegenstandslos. Das merkt auch Vater Stanger und dann wird er zornig und jagt wohl solch unehrliche Seelen noch in derselben Stunde zur Arche hinaus, um Suchenden Platz zu machen. Ganz recht so! Das ist die berühmte und sehr berechtigte Grobheit des Schwoben Vater Stanger! Wir haben nur die überwältigende Liebe, Demut, Dankbarkeit und Herzensreinheit Vater Stangers kennen gelernt.

Dann betet er mit mir. Schwer bringt er die gichtgelähmte Hand auf meinen Kopf. Gerne läßt man sich von solchem Patriarchen die Hand auflegen und segnen. Schlicht und herzlich ist sein Gebet um Erlösung und Genesung. Man fühlt die Nähe Gottes. Da muß man sich hingeben, auch wenn der Stolz noch so groß ist; der Stolz, der der Fluch aller gebildeten Theologen ist; der Stolz, zu dem leider alles hohe Wissen und alle bevorzugte Stellung zu leicht führen! Freilich zu den Begnadeten, die rasch eine Heilung erlebten, gehörte ich nicht. Vater Stanger hat wiederholt mit mir gebetet, und es war ihm schwer, daß es nicht besser mit mir wurde, was ich doch täglich bei zahlreichen Patienten mit schweren Körper- und Seelenleiden erlebte. Wir sind der erstaunlichsten Heilungen Zeugen gewesen. Wir hättens sonst nicht geglaubt. Aber wir beobachteten, daß die Einfältigen und Schlichten die Bevorzugten Gottes sind. Die genesen oft zur Stunde oder nach wenigen Tagen von schweren und langwierigen organischen Leiden, die sich keineswegs hysterisch erklären ließen.

Nach fünf Tagen gabs Platz für uns in der Arche selbst. Und das war gut so. Dann ist man mitten drin. Zwar war uns das viele Gesänge im Anfang schwer. Aber es war ohne alle Aufdringlichkeit. Jeder hatte vollkommene Bewegungsfreiheit. Dabei herrschte eine so musterhafte Ordnung und Sauberkeit, überall, daß ich nie in einem christlichen oder weltlichen Hotel Ähnliches gesehen. Ein angenehmeres und behaglicheres Logis haben wir nie gehabt. Mit wenigen, aber unbedingt zuverlässigen und überaus fleißigen Dienstboten und Gehilfen wird der ganze große Betrieb bestritten. Es sind alles geistliche Kinder des Vaters, der sie mit rührender Liebe umfängt. Zerbricht mal eins einen Teller, so sagt er: „Anna, kannst gleich noch einen zerbrechen." Eine phänomenale Lösung der Dienstbotenfrage!

In der Arche verlernt man alle religiöse und soziale Empfindlichkeit und üble Vornehmheit. Man unterhält sich mit jedermann, und entdeckt eines Tages, daß man selber am Harmonium sitzt und die speziellen Archenlieder vorspielt. Zumal das „Ra Ra" Lied (Ra = herab!) was mir im Anfang zu dumm war. Es ist die dringlichste Aufforderung zur Demut und Selbsterkenntnis. Eine Strophe heißt bezeichnenderweise:

„Herab du stolzer Pietist, ra muß auch du ohn Zweifel",
„Weil Hochmut nicht im Himmel ist; hochmütig ist der Teufel."

Ein sehr ernstes Menetekel gegenüber allem pietistischen Hochmut und Selbstbetrug! Kurzum nach etwa sieben Tagen waren wir zu Hause in der Arche. Kritiker, Interviewer, Reporter und Ästheten werden nie sachgemäß von ihr berichten können. Hier macht das Außenseitertum vollends blind.

Natürlich konnte Vater Stanger die Arbeit auf die Dauer nicht allein leisten. Er brauchte Mitarbeiter, Brüder. Daß keiner den Meister erreicht, ist nicht weiter zu verwundern. Er hat auch keineswegs an seinen Archenbrüdern bloß Erfreuliches erlebt. Doch es fehlt auch nicht an treuen, brauchbaren Kräften. In der Seelsorge sind sie alle tüchtig, was man von der Wortverkündigung weniger sagen kann. Der strenge Grundsatz des Unvorbereitetseins erscheint mir da ein Hemmnis und eine Beschwerung. Freilich fällt das weniger ins Gewicht, da die meisten nur einige Tage da sind. Da muß immer wieder das Eine betont werden, was not ist: Buße, Umkehr, Geistestaufe. Man denke nicht, Vater Stanger fühle sich bloß als Wundertäter. In jeder Andacht sagt ers deutlich: „wenn du bloß gekommen bist, hier am Leibe gesund zu werden, kannst du gleich wieder heimgehen. Deine Seele, die muß gesund werden!" Übrigens tritt die Gabe der Krankenheilung, zur Zeit sehr auffallend, auch bei seinen Mitarbeitern auf. So muß man dankbar sein, wenn man nach Möttlingen kommt und geistliche Kost mitnimmt. So erlebten wir auch stärkste christliche Eindrücke und eine ganz ungewöhnliche Vertiefung unseres inneren Lebens. Es war uns oft, als ob wir in den Tagen des Neuen Testamentes lebten. Wie deutlich wurde einem jede Einzelheit der Evangelien: Bußruf, Begnadung, Teufelsaustreibung und Wunder! Von der Teufelsaustreibung könnte man Wunderdinge erzählen. Aber das ist heikel. Ich will keine Kritiker und Spötter reizen, sondern sage: gehet hin und sehet! Allein den Vater Stanger in seiner wunderbaren göttlichen und menschlichen Genialität und Originalität kennen zu lernen, ist die Reise wert. Ich kann ihn nicht beschreiben. Dazu gehört ein Literat größten Formates.

Daß ein Haus, in dem täglich die auffallendsten Erweckungen, Dämonenaustreibungen und Krankenheilungen geschehen, kräftig an die Pforten der Kirche pochen mußte, ist wohl selbstverständlich. Gibt es doch an zahlreichen Orten Deutschlands und über seine Grenzen hinaus Möttlinger Gemeinden. Pfarrer Wirth-Nürnberg gibt seit April d. J. den Boten aus Möttlingen — bei dem Herausgeber zu bestellen: Nürnberg, Regensburgerstraße 30, Spottbillig! — heraus, der gleich 15 000 Abonnenten hatte. Also wie steht Vater Stanger zur Kirche? Ich habe nach drei Wochen Besuch den Eindruck, daß sie in seinem religiösen Innenleben keinerlei Rolle spielt. Das ist schon allerhand. Gar viele christliche Größen offenbaren ihre vermeintliche Stärke hauptsächlich in der Bekämpfung des modernen Babel „Kirche". Das liegt Vater Stanger völlig fern. Er kennt keine Feinde, weder persönliche noch anstaltliche. Wo lautere Hingabe an Christus, freut er sich, daß ihm die Augen leuchten, ob solche Gesinnung aus der Arche stammt oder nicht. Er ist überhaupt nicht konfessionell und konventikelhaft interessiert. Er braucht die Kirche nicht, obschon er dankbaren Sinnes seinen Archengästen vom Möttlinger Pfarrer von Zeit zu Zeit das heilige Abendmahl reichen läßt. Kommt dieser zufällig zur Morgenandacht in die Arche, läßt er ihn das Schlußgebet sprechen. Wie klug war die württembergische Kirchenbehörde, endlich einen Freund der Arche als Pfarrer nach Möttlingen zu setzen. Solche Klugheit ist bei weitem noch nicht überall die Regel. Und daß Pfarrer Wirth den Boten aus Möttlingen redigiert, der das Werk weithin bekannt macht, war zum Heil der Kirche. So ist es wohl auch begreiflich, daß Vater Stanger einem Mann, der ihn betreffend des Kirchenaustritts befragte, ungefähr antwortete: Wenn du nichts Gescheiteres weißt, kannst du mir leid tun! Also, das ist sicher, die starke Möttlinger Bewegung bleibt innerhalb der Kirche, auch wenn sich alle möglichen Geister, selbst Katholiken, Juden und Zigeuner in der Arche finden, ohne sich für die evangelische Volkskirche zu interessieren. Man ist in Möttlingen in Wahrheit im Reich Gottes. Da ist Gott König und man arbeitet nur für sein Reich. Wir wollen dankbar

sein, daß dies unvergeichliche Werk keine feindselige Haltung gegen die evangelische Kirche angenommen hat.

Und wie steht die Kirche zu Vater Stanger und seinem Werk? Es hat nicht an offenem Gegensatz seitens der evangelischen Geistlichkeit, vor allem in der Umgebung von Möttlingen, gefehlt. Wie ich höre, hat sogar die Dekanatsgeistlichkeit von Calw einmal einen ziemlich einhelligen Beschluß gegen ihn gefaßt. Doch soll die Stimmung in jüngster Zeit milder sein. Das Werk ist so gewaltig. Man kann es nicht mehr dämpfen. Man macht oft geltend, Vater Stanger greife mit zu klobigen Fingern zu. Ich habe keinen solchen Fall in drei Wochen konstatieren können, trotzdem ich scharf aufgemerkt habe und selbst eine sehr differenzierte Natur bin. Ich habe mich auch vor dem berüchtigten Grobian ein klein wenig gefürchtet. Es war ganz unnötig. Aber bei Halben, Heuchlern, Spionen und Anderen kann man nicht scharf genug zufassen. Ich bedaure, daß wir evangelischen Pfarrer so wenig Macht über die Seelen haben und nur gar zu geschmeidig gegen allerlei zweifelhafte Geister sind. Aber mit Befriedigung ist festzustellen, es sind fast immer Theologen in der Arche: Pfarrer, Kandidaten und Studenten. Ja, ja, unsere Jugend weiß besser, wo der evangelischen Kirche beste Kraft ist.

Unsere Theologen von Reputation gehen nach „Bethel und ins Rauhe Haus, nach Kaiserswerth und Neuendettelsau, nach Dornach und Elmau, in die Schule der Weisheit und in die Klöster, aber Möttlingen ist noch nicht akkreditiert. Von namhaften Theologen ist in Möttlingen nur Schöll dagewesen. Wie dankbar war Vater Stanger dafür! Er sagte zu mir, da auf dem Stuhl hat er „gsesse". Daß Wurster nicht kann, sondern aus der Ferne über Möttlingen sprach und nicht recht wußte, was er denken sollte, hat ihm Vater Stanger sehr verargt. Und eigentlich mit Recht! Die theologischen Notabeln Württembergs habens doch wirklich leicht, mal hinzugehen. Aber man soll dann auch mindestens sechs Tage dort bleiben. Sonst urteilt man totsicher daneben. Übrigens sind schon zahlreiche Pfarrer in Möttlingen ganz andern Sinnes und rechte Jünger Christi geworden. Mir scheint oft, viele kommen nicht, um sich an dem blendenden Licht vorbeizuschleichen, das da in Möttlingen brennt. Denn ohne Zweifel werden sehr viele Besucher dort ein großes Entweder-Oder erleben. Wer mag sich aber solcher seelischen Erschütterung gern aussetzen?! Aber unserer evangelischen Volkskirche könnte nichts Heilsameres begegnen, als daß sie sich weithin von diesem brennenden und scheinenden Licht erleuchten und läutern ließe.

Besonders wohl tat mir in Möttlingen, daß ich vieles nicht antraf, was mir oft die Freude an pietistischen Gemeinschaften und Festen geraubt hat, z. B. die überladenen Gebetsvereinigungen mit endlosen Gebeten berufener und unberufener öffentlicher Beter. Vater Stanger sprach mit Entsetzen von einer Allianzgebetsvereinigung, die er in Stuttgart mitgemacht. Er selbst betet wunderbar natürlich und schlicht, daß selbst die empfindsamste Seele sich daran erbauen würde. Und ebenso ist es bei den Brüdern. Man zwingt die Versammlung nicht zum knien. Man betet sitzend. Nichts von aufdringlich-schwärmerischem Wesen, von Augenaufschlag und Bruderkuß, was alles die wahrhaftigen Menschen vertreibt. Auch wird kein Bettelglöcklein unablässig geläutet, was in Sekten und Gemeinschaften oft die Suchenden so abstößt. Es hängt eine Büchse im Treppenhaus, aber nie ist zum Geben gemahnt oder gar gedrängt worden.

Mir scheint, aus dem allen hätten unsere lieben evangelischen Volkskirchen viel zu lernen. Ich will versuchen, es kurz zu skizzieren, was mir das Bedeutsamste scheint. Einmal bekommt man in Möttlingen Sinn für das Außerordentliche am Christentum. Stets in den hergebrachten Geleisen zu wandeln, macht müde und tot. Drum freute es mich so, daß es gerade viele junge Theologen nach Möttlingen trieb. Die Kirche kann weniger als andere Institutionen bloß vom Traditionellen leben.

Zum andern lernt man sich losmachen von aller Überschätzung bloßer Wissenschaft. Man braucht nicht gerade das Kind mit dem Bade auszuschütten wie jener Kandidat, der zwei Koffer theologischer Werke nach Möttlingen zum Feueranmachen und ähnlichen Zwecken sandte. Ich glaube schon, daß es dem Vater Freude macht, aber eine Kirche, die in Kulturzusammenhängen lebt, kann das nicht gut heißen. Jedenfalls wollen wir aber das daraus lernen, daß die Menschheit von der Kirche nicht Gelehrsamkeit und Schönrederei, sondern Kraft und Friede, Weltüberwindung und Ewigkeitshoffnung erwartet.

Drittens lernt man als Pfarrer in Möttlingen erwecklich predigen. Wie wenig Mut und Freudigkeit haben wir meist dazu! Ganz mit Recht sagte mir ein Bahnsekretär in Möttlingen: „Herr Pfarrer! Die Leute wollen in der Kirche die Wahrheit hören! Ich bin erst in die Kirche gegangen, als man mir dort gründlich die Wahrheit sagte." Nach der Sonntagsmorgenandacht ging ich zur Kirche und hörte eine vorzügliche akademische Predigt, die jeder Stuttgarter Kanzel eine Zierde gewesen wäre. Sie war ganz positiv, nicht orthodox; aber bewegt und Unruhe gemacht hat sie mir nicht, obschon es eine Bußtagspredigt war. Packen wir doch die Leute fest an, daß Leben in sie und in die Kirche kommt! Nur lebendige evangelische Gemeinden können die evangelische Volkskirche vor dem Untergang bewahren!

Viertens lernte ich in Möttlingen Laienevangelisten kennen aus dem Volk für das Volk! Bis dahin war ich gegen jede Laienevangelisation etwas skeptisch, vor allem gegen die Evangelisation Ungebildeter. Aber Möttlingen hat mich eines andern belehrt. Was die Möttlinger Brüder unter den Kommunisten erreicht, muß die Pfarrer tief beschämen. Die völlige Evangelisierung der Iruswerke in Dußlingen bei Tübingen ist geradezu ein Trompetenstoß zur Evangelisation der Industriearbeiter. Aber Vater Stanger sagt mit Recht: „Zu denen dürfen Sie keine Pfarrer schicken! Meine Brüder, die haben in denen ihrer Haut gesteckt. Da horchen sie!" In den Iruswerken haben sich die drei Besitzer bekehrt und halten täglich Andachten für ihre Arbeiter. Bedarf es da noch weiter Zeugnis, ob die evangelische Kirche diese Bewegung braucht oder nicht? Sind unter unsern Kanzeln auch schon Scharen von Kommunisten zusammengebrochen und andere Menschen geworden?!

Fünftens in Möttlingen erlebt man die Wahrheit des biblischen, bezw. neutestamentlichen Christentums. Dort sind die apostolischen Geistesgaben wieder sichtbar und hörbar geworden ohne die wilde Zungenrederei vieler Sekten und Gemeinschaften. Wir sprachen schon davon. Hätten da die Kirchenleitungen nicht allen Anlaß, Pfarrer und Kandidaten nach Möttlingen zu schicken, um zum wenigsten dessen Art und Geist einmal kennen zu lernen? Kirchen leben auf die Dauer nicht von ihrem Kontakt mit der Kultur, sondern von revolutionären christlichen Bewegungen in ihrer Mitte. Nur dies überweltliche Ferment macht sie den Menschen ehrwürdig und zum Bedürfnis. Und zu kaum einer Zeit ist dieser Einschlag absoluter Christlichkeit für sie so nötig gewesen wie heute.

Endlich in Möttlingen lernt man echte christliche Wesenskultur im Gegensatz zu der zumeist auch in der Kirche nur vorhandenen christlichen Bewußtseinskultur. Mein Sehnen nach absoluter Wahrheit, Liebe, Demut, Reinheit, Brüderlichkeit, da in Möttlingen ward ihm Erfüllung. Man bedarf dann des Kultus idealer Persönlichkeiten nicht mehr. Man spürt das Wehen des Gottesgeistes und erlebt die Art wahrer Gotteskinder. Fürwahr ich kann nicht anders, ich muß gerade auch das Möttlingen von heute einen echten evangelischen Gnadenort nennen.

Mainz-Bretzenheim Karl Beller

Die erste evangelische Glaubenslehre

Luthers Traktat De libertate christiana

2

Gegenstand und Aufbau

Wir sahen, daß der Gegenstand der Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen" der christliche Glaube ist. Und zwar handelt der erste Hauptteil von der Freiheit des christlichen Glaubens, der zweite von seiner Dienstbarkeit. Luther hat dafür die klassischen Sätze geprägt:

1. Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und Niemand untertan.
2. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und Jedermann untertan.

Erster Hauptteil

Von der befreienden Macht des christlichen Glaubens

Der erste Hauptteil, der die erste Hälfte der Schrift ausmacht, zerfällt in drei Unterteile. Luther beschreibt darin die befreiende Macht des Glaubens. Er besitzt die dreifache Kraft (virtus oder gratia), daß er

1. das Wort Gottes ergreift,
2. Gott die Ehre der Wahrhaftigkeit gibt,
3. mit Christus vereinigt.

Das Geheimnis dieser Vorgänge ist jedesmal ein Wechsel, ein Tausch, den Gott mit dem Menschen vornimmt und auf den der Mensch eingeht. Ein rein ethischer Vorgang, so wunderbar er ist, durchaus analog dem, was sich auch unter Menschen zwischen normalen Personen abspielt.

Des ersten Hauptteils erster Abschnitt:

Die Kraft des Glaubens, daß er das Wort Gottes ergreift[1])

Nichts was von außen kommt, aber auch kein Philosophieren, Sinnieren oder andres Sichmühen der Seele hilft ihr zur Freiheit, sondern „Eins nur, und das ganz allein, ist not zu Leben, Rechtschaffenheit und Freiheit eines Christenmenschen, und das ist das hochheilige Gottes wort, das Evangelium Christi." Una re, eaque sola, opus est ad vitam, iustitiam et libertatem christianam, ea est sacrosanctum verbum Dei, evangelium Christi [2]). Wer das hat, ist reich, bedürfnislos, denn es ist ein Wort des Lebens, der Wahrheit, des Lichts, des Friedens, der Rechtschaffenheit (iustitiae), des Heils, der Freude, der Freiheit, der Weisheit, der Kraft, der Gnade, der Herrlichkeit und alles unschätzbar Guten. Christus ist zu gar nichts Anderem auf die Erde gesandt als zum Dienste des Wortes, und der Apostel, Bischöfe und Priester Orden ist nur zum Amt des Wortes berufen und eingesetzt.

1. Was hat man unter diesem Worte zu verstehn? Es gibt doch so viele Worte Gottes?

Es ist — laut Röm. 1, 1—4 — das Evangelium Gottes von seinem Sohne, der da Fleisch geworden, gekreuzigt, auferweckt und verherrlicht ist durch den Heiligmacher, den Geist. Der einzig heilsame und wirksame Brauch des Gottesworts ist aber der Glaube. „Der Gerechte wird aus seinem Glauben heraus das Leben haben."

Wenn man zu glauben anfängt, lernt man alsbald, daß in und an uns nichts ist als Schuld, Sünde, Verdammliches. Man bildet sich nicht mehr ein, daß man auch durch irgendwelche Werke selber etwas beitragen könne zur Erlangung der Seligkeit. Man weiß: Christus tut uns not: der für uns gestorben und auferstanden ist, damit wir, an ihn glaubend durch diesen Glauben ein andrer Mensch werden (ut in eum credens alius homo hac fide fieres), in dem uns all unsre Sünden vergeben und wir durch Fremdverdienst rechtschaffen geworden sind, nämlich allein durch das Verdienst Christi (donatis omnibus peccatis tuis et iustificato te alienis meritis, nempe Christi solius).

„Du höreſt deinen Gott zu dir reden, wie all dein Leben und Werk nichts sein vor Gott, sondern müsseſt mit alledem, das in dir ist, ewiglich verderben. So du das glaubst, wie du schuldig bist, so mußt du an dir selber verzweifeln. ... Daß du aber aus dir und von dir, d. i. aus deinem Verderben kommen mögest, so setzt er dir vor seinen lieben Sohn Jesum Christum und lässet dir durch sein lebendiges tröstliches Wort sagen: Du sollst in denselben (Christus) mit festem Glauben dich ergeben und frisch auf ihn (Luther schreibt: in ihn) vertrauen: so sollen dir um desselben Glaubens willen alle deine Sünden vergeben, all dein Verderben überwunden sein, und du gerecht, wahrhaftig, befriedet, fromm, von allen Dingen frei und alle Gebote (von dir) erfüllet sein."

Es ist der Inhalt des Wortes Gottes kein andrer als die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben. Zitiert werden Hos. 13, 9. Röm. 10, 4 und 1, 17: „Ein rechtfertiger Mensch lebt nur von seinem Glauben." Dieser eine Gedanke, dieses eine Wort tritt an die Stelle der „vielen Worte" Gottes. Die Vereinfachung, die Konzentration ist ungeheuer und damit der Grund gelegt zu einer allen scholastischen Lehrgebäuden zu Trotz noch nicht dagewesenen „Systematik". Luther fühlt, daß diese Vereinfachung geradezu eine Erlösung ist. Er sieht darin eine alttestamentliche Verheißung erfüllt: Jes. 10, 22. Wie Luther später die Stelle verstanden und übersetzt hat, können die Leser ja in ihrer Lutherbibel nachprüfen. Er fand da in seiner lateinischen Bibel, in der Vulgata, die Worte: Verbum abbreviatum et consummans faciet Dominus super terram, et consummata abbreviatio inundabit iustitiam, und verdeutschte das damals (1520): „Gott wird eine kurze Summa machen auf Erden, und die kurze Summa wird wie eine Sintflut einflößen die Gerechtigkeit [3])." Und er erläuterte das so: Der Glaube, der eine kurze summarische Erfüllung des Gesetzes ist (brevis et consummata plenitudo legis), wird die Glaubenden mit so großer Rechtschaffenheit (Frömmigkeit, iustitia) erfüllen, daß sie zur Rechtschaffenheit (Gerechtigkeit, iustitia) nichts Andres weiter bedürfen.

Glaube und Wort Gottes sind das ganze Christentum. Der Glaube muß nur eben gerade dies als den Sinn des Wortes Gottes begreifen. Er muß Glaube an das Neue Testament sein. Das Alte tut dem Menschen den Dienst, daß es ihm sich zeigt, wie er ist. Verzweifelt er dann an seiner Kraft zur Rechtschaffenheit, so sagt das Neue zu ihm: Glaube an Christum! Glaubst du, so hast du!

2. Wie geschieht das? Wie kommen Glaube und Gott zusammen? Luther muß das sich und Andern ganz anschaulich machen.

Alles kommt darauf an, daß „du höreſt deinen Gott zu dir reden".

Es ist die Macht des Wortes, daß sie eine unvergleichliche Einheit schafft zwischen dem Redenden und Hörenden. Der Hörende wird gleichsam in den Redenden hineinverzehrt. Der Redende nimmt von dem Hörenden und seiner Seele Besitz. Es ist ein Geheimnis, ein Wunder. Luther denkt an die Geschichte vom blutflüssigen Weibe Mark. 5, 25—34, wie das durch die bloße Berührung des Kleides Jesu gesund geworden, und er schließt, daß die Berührung mit Jesu Geist im Worte unvergleichlich

[1]) Zum Fünften bis Zum Zehnten der deutschen Schrift. Was Luther über den inneren und äußeren Menschen vorausschickt, davon später.

[2]) Niemanden darf es verdrießen, wenn für gewisse Hauptstellen der lateinische Wortlaut neben der deutschen Übersetzung mitgeteilt wird. Er hat für den Lateinkundigen einen unersetzlichen Reiz.

[3]) Zum Siebenten der deutschen Schrift. Nebenbei: welche Bibelkenntnis Luthers, diesen Spruch so herauszuholen aus der Fülle!

Größeres wirken müsse. Er kann sich nicht genug tun, die mystische Einung zu beschreiben, die das Wort da hervorbringt. „Weil denn", sagt er, „die Worte des Evangeliums" heilige, wahre, rechte, aller Güte volle Freiheits- und Friedensworte sind, so geschiehts, daß die Seele, die in festem Glauben an ihnen hängt, so mit ihnen vereinigt, ja ganz und gar von ihnen verschlungen wird, daß sie nicht nur Anteil hat an dem, was sie sagen, sondern ganz gesättigt und trunken gemacht wird von aller ihrer Kraft. Denn wenn schon die äußere Berührung Christi gesund machte, wie viel mehr teilt diese zarteste Berührung im Geist (hic tenerrimus in spiritu, scil. tactus), ja dieses Verschlungenwerden durch das Wort (absorptio verbi) alles, was dem Worte eigen ist, der Seele mit [4])."

Eine solche Verbindung mit dem Worte eingehn kann nur der Glaube, kein Werk. Denn nur der Glaube, nicht das Werk kann in der Seele sein [5]). Die ratio vicaria, das Wechsel- und Tausch-Verhältnis zwischen Gott und der Seele, auf das alles ankommt, kann also nur mittelst des Wortes zustande kommen.

Freilich muß das Wort auch darnach sein. Es muß das echte, lebendige Christuswort sein. Es hat keinen Wert, daß Christus gepredigt wird historico more, d. i. „wenn man Christus Leben und Werk obenhin und nur als ein Histori und Chronikengeschicht predigt", bloß Jesus als Vorbild (vitae formandae exemplum): „wie die tun, die heute noch die Besten sind." Luther denkt an die Predigtweise der Bettelmönche, der Franziskaner, Dominikaner; auch seine Augustiner gehörten ja dazu. Auch nicht so darf Christus gepredigt werden, daß man die Leidenschaft in den Hörern weckt, Mitleid mit dem Gekreuzigten, Zorn wider die ihn kreuzigenden Juden. Christus will weder moralisierend als gutes Beispiel noch ästhetisierend als Schauspiel verkündigt werden. Sondern vielmehr als Heiland und Erlöser. „Er soll und muß also gepredigt sein, daß mir und dir der Glaube daraus erwachse und erhalten werde." Das geschieht, wenn mir gesagt wird: „warum Christus kommen sei, wie man sein brauchen und genießen soll, was er mir gebracht und gegeben hat [6])."

Wird die Seele so mit dem echten Evangelium versehen und versorgt, dann wird sie „allein durch den Glauben, ohne die Werke, aus dem Worte Gottes heraus gerechtfertigt, geheiligt, wahr, friedevoll, frei gemacht und mit allem Guten gefüllt, und wird wirklich eine Tochter Gottes aus ihr" — Joh. 1, 12.

Marburg Martin Rade

Das Konkordat und die evangelischen Staatskirchenverträge in Bayern

3. Die evangelischen Staatskirchenverträge

Im Gefolge des Konkordats sind die Verträge mit den evangelischen Kirchen rechts und links des Rheins entstanden. Ursprünglich waren sie wohl nicht beabsichtigt; der Gedanke scheint erst von außen durch die Forderung einer paritätischen Vertragsschließung an die bayrische Staatsregierung herangekommen zu sein. Sie griff den Gedanken auf, um das Konkordat desto sicherer durchzubringen. Das geschah, wie der Kirchenpräsident D. Veit in seiner Einführungsrede an die Landessynode am 16. Dezember mitteilte, in den konfliktschwangeren Wochen nach dem Münchener Putsch vom 9. November 1923: „Ich konnte der Staatsregierung vorstellen, daß eine solche Regelung zur Beruhigung der damals hochgehenden Wogen der konfessionellen Erregungen beitragen würde, und mit Dank wurde allenthalben die Erklärung des Kultusministers im Landtag entgegengenommen, daß gleichzeitig mit dem Abschluß eines Konkordats mit dem Heiligen Stuhl auch das Verhältnis mit den evangelischen Landeskirchen geordnet werden soll."

Die erste offizielle Fühlungnahme der Staatsregierung mit den evangelischen Kirchenpräsidenten über den Inhalt erfolgte im Februar 1924 kurz vor Unterzeichnung des römischen Konkordats. Die evangelischen Verträge mit den beiden Kirchen wurden dann am 15. November 1924 unterzeichnet. Damit ist die Veröffentlichung des gesamten Gesetzgebungswerks ermöglicht worden.

Die Parallelität der Protestantenverträge mit dem Konkordat ist also von vornherein begründet, und in die Augen fallend. Im Vertrag mit der rechtsrheinischen Kirche, mit dem wir uns im Folgenden vorzugsweise beschäftigen werden, ist sie noch stärker als in dem mit der pfälzischen Kirche. Dort fällt sie geradezu in einzelnen Bestimmungen in komischer Weise auf. Wenn z. B. als paritätische Parallele zu den katholischen Weltanschauungsprofessuren in den philosophischen Fakultäten von Würzburg und München auch für Erlangen eine Rücksichtnahme auf die protestantischen Theologiestudierenden bei der Besetzung der Professur für Kirchenrecht ausgesprochen wird, so ist damit eine verwaltungstechnische Selbstverständlichkeit höchst feierlich dokumentiert. Ja mehr als das, man wird gerade hier den fatalen Eindruck nicht los, als ob durch Annahme der protestantischen Abschlagzahlung das katholische Urbild eben auch gutgeheißen werde. Oder wenn die bescheidenen evangelischen Diakonen- und Diakonissenanstalten hinsichtlich ihrer Rechte der Lehrerbildung (!), ihrer Schulrechte und ihrer Grundbesitzansprüche auf gleiche Stufe mit den großen internationalen Organisationen der Orden und Kongregationen in der katholischen Kirche gestellt werden, so wirkt das doch höchst wunderlich. Auch der Art. 18, der feierlichst verspricht, daß „die staatlichen Gebäude und Grundstücke, die zur Zeit unmittelbar oder mittelbar Zwecken der Kirche einschließlich der kirchlich anerkannten Diakonen- und Diakonissenanstalten dienen, auch fernerhin diesen Zwecken überlassen bleiben sollen", hat wie die kirchenregimentliche Begründung für die Synodalvorlage selbst bemerkt, für die evangelische Kirche Bayerns kaum praktische Bedeutung. Er ist nur Füllsel in Parallele zu dem für die katholische Kirche sehr wertvollen Zugeständnis des entsprechenden Art. 10 § 4 des Konkordats.

Doch hat die evangelische Kirchenregierung diese Situation der ihr vom Staat dargebotenen Parallelität zu nützen gesucht. Worin sieht sie ihre Vorteile?

1. In der Tatsache, daß die evangelisch-lutherische Kirche als Vertragsgegnerin gegenüber dem doch mehr oder weniger von katholischen Machtfaktoren beherrschten Staate Bayern auftritt. In breiten Ausführungen ist das in der Begründung der an die Landessynode der rechtsrheinischen Kirche zugegangenen Vorlage zum Ausdruck gebracht. Danach glaubt die Kirche jetzt „erst sicheren Boden unter den Füßen zu spüren". Der Sachverständige der für den Vertrag stimmenden Synodalmehrheit, Professor Dr. Oeschey in Leipzig, hatte in seinem vor der Synode der Kirchenregierung erstatteten Gutachten die Unterscheidung der bayrischen Staatsregierung, daß es sich im Konkordat um einen völkerrechtlichen Vertrag, gegenüber den evangelischen Kirchen dagegen um sogenannte Verwaltungsverträge handle, als praktisch unzweckmäßig und juristisch zweifelhaft zurückgewiesen. In seinem Synodalreferat empfiehlt er die Annahme mit dem Gedanken der kirchenregimentlichen Begründung: Die bayrische Landeskirche sei die erste evangelische Kirche, der ein Staat auf dem Rechtsboden des Vertrages begegne. Damit sei die evangelische Kirche als eine selbständige Kulturmacht mit Eigenrecht und Eigengesetzlichkeit anerkannt, um so mehr, als ein solcher Vertrag nicht einseitig gelöst werden könne.

[4]) So nur in der lateinischen Schrift.
[5]) Das muß man sich merken. So sehr gehört Luther das „Werk" zum äußern Menschen.
[6]) Vgl. Zum Achtzehnten der deutschen Schrift.

2. Ein weiterer Hauptpunkt ist natürlich auch für die Vertreter der evangelischen Kirche die Sicherung der evangelischen Schule und des evangelischen Religionsunterrichts. Nur waltet hier sichtlich in beiden evangelischen Verträgen das Bestreben vor, die katholischen Konkordatsbestimmungen abzumildern und einzuschränken. Dabei geht das pfälzische Abkommen viel weiter als das rechtsrheinische, wohl weil in der Pfalz die Simultanschule seit einem Jahrhundert sich bewährt hat. In einem sogenannten Kompromißartikel (Art. 8 des pfälzischen Abkommens) bleiben zwar alle die Rechte und Befugnisse, welche der katholischen Kirche im Konkordat eingeräumt sind, auch der evangelischen Kirche der Pfalz vorbehalten: „wenn und soweit sie darauf anträgt. Beim Vollzuge der genannten Bestimmungen wird der Eigenart und den besonderen Einrichtungen der Kirche tunlichst Rechnung getragen werden." Doch vorerst ist darauf Verzicht geleistet, und der pfälzische Kirchenvertrag begnügt sich mit den die tatsächlichen Verhältnisse in der Pfalz treffenden Bestimmungen über Religionsunterricht und Religionslehrer an höheren Lehranstalten und Volksschulen. Über die reine Eventualität des Artikel 8 sind immerhin im Ausschuß der pfälzischen Landessynode die stärksten Bedenken erhoben worden; es wurde in bindender Form erklärt, daß auf die hier vorbehaltenen Rechte nur Antrag gestellt werden darf: „soweit dadurch die Stellung der beteiligten Lehrer keine Schädigung erleidet, und soweit das Recht der Kirche auf Mitwirkung in der Prüfungskommission sich auf die Religionslehrer beschränkt." Man sieht, die evangelischen Kirchen haben hier mehr angeboten bekommen, als sie tragen konnten *). Denn auch das Kirchenregiment der evangelischen Landeskirche rechts des Rheins hat von dieser Methode des „Kompromißartikels" (in Art. 14 ihres Vertrags) Gebrauch gemacht. Aber nur in dem einen Fall, daß das bischöfliche Einspruchsrecht gegenüber Mißständen im religiös-sittlichen Leben der Schüler und etwaigen Verletzungen ihrer Glaubensüberzeugungen eventuell auf Antrag auch der Vertretung der evangelischen Kirche übertragen werden könne. In allen übrigen Punkten wird dagegen die Spur des Konkordats verfolgt: die evangelisch-lutherische Kirche läßt sich das Recht der gutachtlichen Äußerung bei Neuanstellungen von Professoren und Privatdozenten der theologischen Fakultät der Universität Erlangen und „die Aufrechterhaltung des evangelisch-lutherischen Charakters der Fakultät" durch den Staat zusichern. Von der im Jahre 1847 errichteten Professur für reformierte Theologie ist nur in der offiziellen Begründung zu den Verträgen mit den evangelischen Kirchen die Rede. (Im Protestantenedikt von 1818 lautete die entsprechende Bestimmung: „Dem Oberkonsistorium ist die Aufsicht über das protestantisch-theologische Studium auf der Universität Erlangen in Ansehung der Lehren übertragen. Auch wird bei Besetzung der theologischen Lehrstellen dasselbe mit seinem Gutachten vernommen.") Die Kirche läßt sich ferner die Ernennung, Zulassung und Beanstandung der Religionslehrer („unbeschadet der staatsdienerlichen Rechte derselben") zugestehen. Sie läßt sich den bisherigen Umfang des Religionsunterrichts und den Einfluß auf Bildung und Prüfung der Lehrer gewährleisten; ferner die Anerkennung der privaten Lehrerbildungsinstitute von Diakonen und Diakonissenanstalten, die Zulassung der Zöglinge dieser Anstalten zu den staatlichen Prüfungen und die staatliche Übertragung von Lehrstellen an diese; weiterhin die Einrichtung von evangelischen Minderheitsschulen, die Erhaltung und Leitung und Beaufsichtigung des Religionsunterrichts, den Schutz des Konfirmandenunterrichts, die staatliche Anerkennung der von den Diakonen und Diakonissenanstalten begründeten und geführten Privatschulen, und was derlei Einzelheiten alles sind. Erfreulich wirkt dieses Gitterwerk von Sicherungen sicher nicht, die hier, nach katholischem Vorbild zusammengestellt, die religiöse Erziehung des evangelischen Volkes in Bayern gewährleisten sollen. Jeder Außenstehende muß den Eindruck gewinnen, daß Weniger —Mehr, und zweifellos auch evangelischer, gewesen wäre.

Das Kirchenregiment in seiner Begründung der Synodalvorlage scheint, wie aus der Ausführlichkeit der Rechtfertigungen zu entnehmen ist, so etwas selbst empfunden zu haben. Es betont nachdrücklich, daß die Vertragsbestimmungen eigentlich nichts Neues bringen, sondern nur „kodifizieren, was seit den Tagen der Staatsumwälzung Rechtens geworden ist". Daß durch vorschnelle Kodifizierung grob eingegriffen werden kann in einen inneren, organischen Wachstumprozeß des Vertrauens und des evangelisch-kirchlichen Bewußtseins unter der Lehrerschaft, dessen scheint man sich erst spät klar geworden zu sein.

Das zeigt das Schicksal des wichtigsten, im pfälzischen Abkommen fehlenden Art. 5, der die Proklamierung des Ideals der evangelischen Volksschule zum Inhalt hat:

> Der Unterricht und die Erziehung der Kinder an den evangelischen Volksschulen wird nur solchen Lehrkräften anvertraut werden, die geeignet und bereit sind, in verläßiger Weise in der evangelischen Religionslehre zu unterrichten und im Geiste des evangelischen Glaubens zu erziehen.

Die Kirchenbehörde glaubte grundsätzlich von der Einbeziehung dieses Artikels in den oben erwähnten „Kompromißartikel" absehen zu müssen. „Es sollte vielmehr hier offen zum Ausdruck gebracht werden, daß für die evangelische Kirche die Bekenntnisschule die Normalschule ist und daß eine evangelische Bekenntnisschule nur dann ihren wirklichen Zweck erreicht, wenn die an ihr Wirkenden im Erziehungsziel eins sind." Zugleich wurde schon hier in der kirchenregimentlichen Begründung hinzugefügt, „daß die evangelische Kirche es wohl verstehen könne, daß ein Lehrer der Bekenntnisschule aus äußeren Gründen genötigt sein kann, von dem ihm eingeräumten Recht (Art. 149 RV) Gebrauch zu machen und auf die Erteilung des Religionsunterrichts zu verzichten". Noch stärker glaubte die Synode selbst, als sie die kirchenregimentliche Vorlage annahm, die Milderungen, die in dieser Begründung liegen, betonen zu müssen durch einstimmige Annahme einer zusätzlichen Erläuterung, welche „das bisherige vertrauensvolle Verhältnis zwischen Kirche und Schule" und das wertvolle Verdienst der evangelischen Lehrerschaft um den Religionsunterricht anerkennt. Es wird dort ferner erklärt:

> Die Synode spricht in Übereinstimmung mit dem Landeskirchenrat als Willensmeinung der Kirche in dauernd bindender Form aus, daß durch den Vollzug der die Schule berührenden Bestimmungen des Vertrages zwischen dem Staat und der Evangelisch-Lutherischen Kirche in keinerlei Art einer neuen geistlichen Schulaufsicht die Wege geebnet oder die Niederlegung des Religionsunterrichtes an einer Bekenntnisschule überhaupt unmöglich gemacht werden soll. Die Unverletzlichkeit der Beamtenrechte des Lehrerstandes ist der Synode wie dem Landeskirchenrat selbstverständlich.

3. Der für die evangelischen Kirchen wertvollste Teil der Verträge betrifft natürlich die finanziellen Leistungen des Staates. Die Ansprüche der evangelischen Kirchen an den bayrischen Staat konnten sich bisher an Klarheit und formeller Schärfe mit denen der katholischen Kirche nicht messen, vollends nicht bezüglich ihrer relativen Höhe. Daß die evangelischen ‚königlichen" Pfarrer Bayerns jedenfalls lange Zeit zu den am schlechtesten bezahlten Geistlichen in ganz Deutschland gehörten, ist ja bekannt. Durch die neuen Verträge ist wenigstens der Rechtsanspruch der evangelischen Kirchen bindend anerkannt. Es wird unterschieden zwischen gesetzlichen Leistungen für den Personal- und Sachaufwand

*) Diesen Punkt hat, wie ich bei der Korrektur feststelle, der Lehrer Jakob Beyhl in seiner „Freien deutschen Schule" 1925 Nr. 2 näher nachgewiesen: „Wie Matt (der Kultusminister) die Landeskirchen unter das Konkordat zwang".

der Kirchenleitungen und die Einräumung von Dienstgebäuden, und zwischen budgetären Leistungen, die als freiwillige Aufwendungen des Staates bezeichnet sind. Unter den letzteren gibt es wieder die vorzugsweise im Vertrag erwähnten (wie die Verbesserung der Ruhestands- und Hinterbliebenenversorgung der Geistlichen, die Kosten der Landessynode, die Predigerseminare und die staatliche Seelsorgereinkommensergänzung) und solche, die als widerrufliche freiwillige Leistungen im Vertrag nicht erwähnt sind (wie z. B. die Aufwendungen des Staates für die Dekane).

Trotz dem erreichten Fortschritt konnte eben bei der paritätischen Behandlung der drei Vertragsvorlagen nicht verborgen bleiben, daß die Leistungen des bayrischen Staats für die einzelnen Kirchen sehr unparitätisch verteilt sind. Nach einer Erklärung des Finanzministers Dr. Krausneck im Landtag am 9. Dezember betrug der Jahresaufwand des Staates für die katholische Kirche rund 2,6 Millionen Mark; der Bedarf der rechtsrheinischen Landeskirche war bisher mit 207 000 Mark veranschlagt. Nach dem Vertrag soll er sich auf 233 000 Mark belaufen. Linksrheinisch betrug der Jahresbedarf nur 60 000 Mark. Nach dem Vertrag wird er rund 71 000 Mark sein. Das Verhältnis der katholischen zur evangelischen Bevölkerung ist 5 : 2. (Ich entnehme diese unglaublich scheinenden Ziffern dem Fränkischen Kurier vom 11. Dezember 1924 Nr. 344.) Durch Anträge einzelner Parteien im Landtag ist im Zusammenhang der Konkordatsdebatte vergeblich versucht worden, für die evangelischen Kirchen mehr herauszuholen. Und die rechtsrheinische Landessynode hat bei der Annahme des Kirchenvertrags in einer zweiten Zusatzerklärung (neben der oben erwähnten Erklärung zu den Schulbestimmungen) ihre Unzufriedenheit mit der unparitätischen Behandlung der Finanzfragen zum Ausdruck gebracht mit den sehr zahmen Worten:

Die Synode hat mit dem Landeskirchenrat dem Abkommen zugestimmt, in der Überzeugung, daß damit keinem der Ansprüche vorgegriffen wird, die sich aus der rechtlichen und geschichtlichen Entwicklung der Evangelisch-Lutherischen Kirche und ihres Verhältnisses zum Staate ergeben. Sie vertraut, daß auch hinsichtlich der nicht auf Rechtssätzen beruhenden Leistungen des Staates an die Evangelische Kirche künftig den Belangen der Evangelischen Kirche in einer der Gleichberechtigung der christlichen Kirchen entsprechenden Weise Rechnung getragen wird.

4. Hinsichtlich der in den Verträgen vorgesehenen Anzeigepflicht der Kirchen bei der Wahl des Kirchenpräsidenten und bei den Pfarrernennungen wurden in beiden Kirchen und ihren synodalen Vertretungen prinzipielle Bedenken mit Berufung auf die neugewonnene Freiheit der Kirche erhoben. Sie sind aber überwunden worden durch eine evangelisch-positive Stellung zum Staat. Man sagte sich, daß Präsidentenwahl und Pfarrernennungen durch die vom Staat genehmigten Kirchenverfassungen tatsächlich freigegeben wurden, daß es sich also nicht um ein jus exclusivae, sondern um Äußerung politischer, finanziell begründeter Einwendungen des Staates gegen die betreffenden Persönlichkeiten handelt: „der Staat will selbstverständlich wissen, wem er seine Leistungen zugute kommen läßt" und „er kann ausgesprochen staatsfeindliche Stimmung nicht etwa noch honorieren". Kurz die Erwägung schlug durch, daß es sich um Eventualitäten handle, die in der Praxis der evangelischen Kirche kaum vorkommen dürfte. Großen Eindruck machte schließlich die im Gutachten des Professor Dr. Oeschey vorgetragene Meinung, daß die im Protestantenedikt von 1818 den Evangelischen in Bayern bisher gewährten Rechte lediglich mit dem Summepiskopat des Landesherrn zusammenhingen, und daß seit dessen Aufhebung durch die Revolution die staatlichen Rechte der evangelischen Kirche geradezu in der Luft hingen, daß man also unter keinen Umständen das Vertragsangebot des Staates zurückweisen dürfe.

So ist dann die bekannte positive Entscheidung in der Landessynode in München am 19. Dezember zustande gekommen. Von einer Ablehnung des Vertrags fürchteten sowohl die Gutachter als auch die Kirchenregierung die unheilvollsten Folgen für die evangelisch-lutherische Landeskirche Bayerns. Professor Dr. Sehling schreibt:

Ob der Staat seine bisherige der evangelischen Kirche nicht unfreundliche Kirchenpolitik fortsetzen wird, ist nicht unzweifelhaft. Die evangelische Kirche besitzt keinerlei größere Druckmittel auf den Staat. Bislang besaß sie das moralische Machtmittel der „Parität". Ob sie, nachdem sie die unter diesem Gesichtspunkte an sie vom Staate gemachte Offerte selbst abgelehnt hat, mit ihm später noch mit Erfolg operieren kann, ist zweifelhaft. Gegenwärtig steht sie zusammen mit der katholischen Kirche geeint dem Staate gegenüber und partizipiert an der Position der katholischen Kirche; ob sie vom Staate mehr erreichen wird, wenn sie isoliert marschiert, ist eine Frage, die ich auch bei der Unsicherheit der rechtlichen Ansprüche der evangelischen Kirche an den Staat nicht zu Gunsten der evangelischen Kirche beantworten kann.

Und ähnlich sprach sich der Kirchenpräsident D. Veit auf der Landessynode am 16. Dezember aus:

Unsere Kirche würde im Falle der Ablehnung des Vertrags der Möglichkeit vielleicht auf lange Zeit hinaus beraubt, ihre Rechtslage im Staate geordnet zu sehen. Von den Imponderabilien ganz zu schweigen, die zu Schaden kämen und nicht so schnell wieder gewonnen würden.

Dazu kam, daß einige der Landessynode angehörige Landtagsabgeordnete der für das Schicksal des Konkordats ausschlaggebenden Deutschnationalen Partei, wie mir erzählt wurde, die schließliche Annahme des Konkordats durch den Landtag mit aller Bestimmtheit voraussagten, so daß den Synodalen die folgenreiche Gefahr einer Isolierung der evangelischen Kirche gegenüber dem bayrischen Staat und seiner vorwiegend katholischen Vertretung im Parlament in die Verantwortung gerückt worden ist.

Es konnte gar kein Zweifel sein, daß die Annahme der evangelischen Verträge durch die Synoden der Entscheidung im Landtag über das Konkordat präjudiziere. Der Landtag wartete ja geradezu ab, bis die evangelischen Kirchenvertretungen gesprochen hätten. Und wer es noch nicht glauben wollte, der konnte belehrt werden vom früheren Präsidenten der Landessynode der evangelisch-lutherischen Kirche Bayerns, D. Freiherr v. Pechmann, der wegen seiner Ämter im Deutschen Kirchenausschuß usw. jetzt nicht mehr Synodalmitglied ist. In einer durch ihre persönlichen Töne geradezu ergreifenden Kundgebung (zuerst im Fränkischen Kurier 10. Dezember 1924 erschienen) schreibt dieser aufrechte Mann aus der Tiefe schwerster Verantwortung und aus den Tagen der Krankheit seiner mit dem Tode ringenden Gattin heraus:

Das Konkordat und die beiden anderen Verträge bilden ein unteilbares Ganzes. Diese Tatsache scheint zwar überraschenderweise da und dort verkannt oder doch in ihrer Bedeutung unterschätzt zu werden. Aber sie ist unbestreitbar und in ihren Folgen für mich entscheidend. Die Zustimmung zu einem der Verträge mit den evangelischen Landeskirchen schließt mittelbar, aber unausweichlich und unzweideutig die Zustimmung zum Konkordat ein. Das gilt gleichermaßen von der bereits erfolgten Zustimmung der Kirchenregierungen, die durch die beiden Herren Kirchenpräsidenten die Verträge abgeschlossen haben, und von der Zustimmung der Landessynoden, wenn sie die Verträge annehmen. Niemand wird sagen können, er habe nur den Vertrag mit seiner evangelischen Landeskirche gutgeheißen, nicht aber das Konkordat.

Trotzdem ward in der Landessynode die Losung ausgegeben, und sie hat schließlich die Entscheidung beherrscht, daß man als evangelische Kirchenvertretung ganz und gar absehen müsse vom römischen Konkordat und daß man vollständig unabhängig von den eventuellen politischen oder konfessionspolitischen Folgen für oder gegen das von der Kirchenregierung vorgelegte Mantelgesetz als solches sich entscheiden müsse. Der Berichterstatter der synodalen

Mehrheit, Professor Dr. Oeschey, der sich um die Annahme des Gesetzes besonders verdient gemacht hat (soweit man von einem Verdienst reden will), spricht es geradezu mit einer brutalen Eindeutigkeit aus:

Wir haben es mit einem Kirchengesetz zu tun und mit nichts Anderem. Damit fallen alle politischen und rechtlichen Auswirkungen weg, die man in den Vertrag hineinlegen wollte. Mit dem Konkordat hat der Vertrag keinen weiteren Zusammenhang.

„Das Konkordat existierte für uns im Saal der Landessynode gar nicht", erzählte mir ein Mitglied der Synodalmehrheit. Auch der Präsident der Landessynode, Professor D. Bachmann in Erlangen *), der ebenfalls energisch um das Zustandekommen der Entscheidung bemüht war, wirkte dahin, daß man es lediglich mit dem Vertrag zwischen dem Staat und der evangelisch-lutherischen Kirche zu tun habe; alle anderen Erwägungen und Rücksichten seien auszuscheiden.

Das zuletzt Entscheidende war das Gewicht der Persönlichkeit des Kirchenpräsidenten D. Veit. Er hatte, wie wir aus seiner Einführungsrede vor der Landessynode schon mitteilten, im November oder Dezember 1923 den Staatspräsidenten direkt auf den Weg einer gleichzeitigen Verhandlung mit der katholischen und der evangelischen Kirche in Bayern hingewiesen. Und es folgte für ihn dann Schritt für Schritt, mit dem ihnen eigenen Gewicht neue Tatsachen. „Gerade in der Gleichzeitigkeit sah man damals und sehe ich heute noch nicht nur einen Ehrenpunkt für unsere Kirche, sondern auch für die Sachbehandlung einen wesentlichen Vorteil." Wenn auch diese nur formale und gleichzeitige Parität vielleicht kein Ehrenpunkt für die Kirche war, für ihn und seine Stellung war es jedenfalls ein solcher, wie denn nach Zeitungsmeldungen mit seinem Rücktritt im Falle der Nichtannahme der Vorlage gerechnet wurde. Eine Kirchenvertretung wird nicht leicht einen Mann von solchen Verdiensten in der Auseinandersetzung mit dem Staat fallen lassen.

So erfolgte aus allen diesen Gründen das bekannte Schlußergebnis, daß die Vorlage mit 71 gegen 19 Stimmen angenommen worden ist. Die Männer, die in der Ablehnung festblieben, waren: Oberstudienrat Brosius-Bamberg, Pfarrer Ortloph-Nürnberg, Oberlehrer Stahl-Nürnberg, Stadtrat Dr. Merkel-Nürnberg, Pfarrer D. Steinlein-Ansbach, Reg.-Schulrat Conrad-Ansbach, Dekan Baum-Erlangen, der Berichterstatter der Synodalminderheit, Dekan Jörgius-Altdorf, Freiherr v. Seckendorf-Adrada aus Sinzenheim, Fabrikant Begemann-Schweinfurt, Kaufmann Petschke-Kulmbach, Kaufmann Packer-Unterrodach, Schmiedemeister Sannwald-Thurnau, Schuldirektor Dr. Reukauf-Coburg, Privatmann Külbel-Coburg, Stadtrat Memmert-Würzburg, Brauereibesitzer Kesselring-Marktsteft, Dekan Jäger-Wunsiedel, Bezirksamtmann Steinbrüchel-Wunsiedel. Man sieht, die überwiegende Mehrzahl der Pfarrer hatte sich auf die Seite des Kirchenregiments und der „Sicherungen" begeben.

Geltend gemacht wurde von dieser Minderheit: 1. Die Bestimmungen des Vertrags über das Verhältnis von Kirche und Schule. Namentlich nahm man Anstoß an der Formulierung von Artikel 5, der mit der Reichsverfassung im Widerspruch stehe und der Kirche ein ihr unmögliches und zugleich odiöses Urteil über die Eignung der evangelischen Lehrer für ihre Amtsaufgaben zubillige. 2. Man nahm ernsten Anstoß an der mangelhaften Parität der finanziellen Leistungen des Staates, die ja an sich schon durch das jährliche Haushaltsgesetz gesichert erschienen. Und 3. wurde hier eben die Verkoppelung des evangelischen Vertrags mit dem Konkordat zwischen Bayern und Rom aufs schärfste betont.

*) Auf den inzwischen erschienenen Aufsatz Bachmanns in dem offiziösen Kirchenblatt „Das Evangelische Deutschland" 1925 Nr. 1 sei hingewiesen.

Das Schicksal des pfälzischen Vertrags in der Landessynode der pfälzischen Kirche ist noch ungewiß. In einer Ausschußsitzung kurz vor Weihnachten wurde die Vorlage der Kirchenregierung mit 8 gegen 7 Stimmen abgelehnt. Weil es den Anschein hatte, daß auch die Mehrheit der Synode sich auf den gleichen ablehnenden Standpunkt stellen werde, wurde die Abstimmung im Plenum noch ausgesetzt. Die ganze Frage soll endgültig auf der am 18. Januar 1925 zusammentretenden ordentlichen Landessynode behandelt werden.

Marburg Heinrich Hermelink

Der Streit um Sundar Singh

3. Der Feldzug der Jesuiten gegen den Sadhu[1])

1

Die Erscheinung des indischen Apostels Sundar Singh, welche alle christlichen Kirchen in ihren Bannkreis zog (H 162), hat gerade innerhalb der römischen Kirche eine mächtige Bewegung hervorgerufen. Nicht wenige römisch-katholische Geister haben ihre Bewunderung vor dem indischen Christusjünger ausgesprochen; darunter befinden sich hervorragende katholische Ordensleute wie die Jesuiten L. de Grandmaison [2]), Hippolyte Delehaye [3]), Alfons Väth [4]), der Benediktiner Bernhard Seiller [5]), der Franziskaner Erhard Schlund [6]); neben ihnen stehen angesehene Theologieprofessoren, so Max Meinertz [7]), Georg Reinhold [8]), Georg Wunderle [9]). Ja, auch der hervorragendste römische Laientheologe, man darf ruhig sagen der größte katholische Denker der Gegenwart, Friedrich von Hügel, hat auf Grund seiner persönlichen Bekanntschaft ein warmherziges Urteil über den Sadhu gefällt [10]). Mochten sie alle auch ein leiseres oder lauteres Bedauern äußern, daß dieser heroische Fromme nicht oder noch nicht der römischen Kirche angehöre, so waren sie doch einig in der Anerkennung seines heiligmäßigen Wandels, seiner vorbildlichen Frömmigkeit und seiner göttlichen Berufung. Nicht ohne Grund konnte darum der angesehene katholische Dogmatiker Karl Adam in seinem von römischer Seite so gefeierten Buche über „Das Wesen des Katholizismus" (1924) mit einem gewissen Stolz erklären:

Als die abendländische Welt auf die Gestalt des großen Inders Sadhu Sundar Singh aufmerksam gemacht wurde, der gleich dem heiligen Paulus durch eine Erscheinung des Herrn bekehrt ward und seitdem unter wiederholtem Einsatz seines Lebens in frei-

[1]) Abkürzungen:
CH = The Catholic Herald of India.
H = Heiler, Sadhu Sundar Singh, 1925.
KM = Katholische Missionen.
P = R. Parker, Sadhu Sundar Singh, called of God, 5. ed. Madras 1924.
Pd = Parker, Sadhu Sundar Singh, ein Berufener Gottes, deutsche Übersetzung, 4. Aufl. 1923.
Pb1 = Parkers Brief an mich vom 9. Nov. 24; Pb2 = Brief vom 30. Nov.
Sb = Sundar Singh, Briefe an mich.
Ssg = Sundar Singh, Suchen nach Gott, herausgegeben von Friedrich Heiler 1925.
St1 = Stimmen der Zeit, September 1924; St2 = Stimmen der Zeit, November 1924.
Str = Streeter-Appasamy, Der Sadhu, übs. v. Baltzer 1922.

[2]) Le Sadhou Sundar Singh et le problème de la sainteté hors de l'église catholique. Recherches de sciences religieuses 1922, 1 ff.

[3]) Analecta Bollandiana 1923, 249 f.

[4]) KM 1922/23, 109.

[5]) Augsburger Postzeitung 11. 1., 27. 2. 1924; Germania 31. 1. 1924.

[6]) Ein moderner Heiliger außerhalb der katholischen Kirche, Allgemeine Rundschau 12. 6. 24. Abgedruckt in: Religion, Kirche, Gegenwart 1925, 165 ff.

[7]) Kölnische Volkszeitung 7., 14. 5. 24; Zeitschrift für Missionswissenschaft 1924, 160 ff.

[8]) Reichspost Wien 6. 4. 24.

[9]) Rheinisch-Mainische Volkszeitung 30. 4. 24.

[10]) Brief an Canon Streeter, jetzt veröffentlicht: Hochland, Dezember 1924.

williger Armut voll hingebender Demut und Liebe unter seinen Landsleuten für die Ausbreitung des Evangeliums wirkt, da waren es gerade katholische Theologen, die sein lichtes Bild liebend beschrieben und der Möglichkeit Raum gaben, daß wir in dieser erlauchten Gestalt das wundersame Wirken überreicher Christusgnade anstaunen und verehren dürfen. (111 f.)

Mit dieser Anerkennung durch römische Katholiken kreuzt sich jedoch bitterste Feindschaft gegen den indischen Glaubensboten, der keiner christlichen Kirche angehört. Diese Feindseligkeit begann schon vor mehreren Jahren in den Kreisen der römischen Missionare. Als 1918 in Ceylon große Scharen römischer Katholiken sich zu den Ansprachen des Sadhu drängten, verboten die römischen Priester ihren Gläubigen den Besuch der Versammlungen (Sb 28. 10). Dasselbe wiederholte sich in Indien. Auch dort begeisterten sich einheimische römische Christen für den christlichen Apostel im indischen Asketengewande; sie besuchten häufig seine Versammlungen (Sb 27. 3.); sie lasen eifrig das packende Büchlein von Frau Parker und bezeugten der Verfasserin den tiefen Eindruck, den Sundar Singh auch auf die römischen Katholiken machte (Pb 1).

Da Warnungen und Verbote von seiten der Priester nichts fruchteten, da auch alle Versuche, den Sadhu zur „wahren" Kirche zu „bekehren", scheiterten [11]), mußten die römischen Missionare schärfere Mittel ergreifen, um den indischen Katholiken ihre Liebe zum Sadhu auszutreiben. Der Jesuit H. Hosten vom St. Josephs College in Darjeeling (am Fuße des Himalaya) wurde mit der Aufgabe betraut, diesen vermeintlichen Nebenbuhler der römischen Missionare unschädlich zu machen. In verblüffender Offenheit erklärt er in einem Briefe an Frau Parker vom 8. Oktober 1923: „Seit 1923 habe ich es in die Hand genommen, Sundar Singh zu diskreditieren" (disprove). Seine Absicht war, den Sadhu als „frechen Betrüger" hinzustellen und so seinen Ruf in der indischen und europäischen Christenheit zu untergraben. Von diesem Vorhaben war ich schon vor vielen Monaten von einem befreundeten Benediktiner unterrichtet worden, der seinerseits von einem Salvatorianerpriester die Nachricht erhalten hatte, daß die Jesuiten „scharf hinter dem Sadhu her seien, um ihn als Schwindler zu entlarven". Seit eineinhalb Jahren veröffentlicht Hosten seine Anklagen gegen Sundar Singh in der Zeitschrift The Catholic Herald of India, dem führenden römischen Missionsblatt in Indien [12]). Auf Grund eines Materials, das er sich großenteils von einzelnen dem Sadhu mehr oder weniger feindseligen Protestanten zu verschaffen wußte, erhebt er gegen den Sadhu folgende Anklagen:

1. Die Erzählung des Sadhu von seinem „vierzigtägigen Fasten" sei „ins Reich der Fabel zu verweisen":

Sundar Singh habe diese Geschichte frei „erfunden", um sich bei seinen Freunden „in den Ruf eines heiligen Mannes zu bringen" (Str 425). Um sie irrezuführen, habe er selbst an sechs seiner Freunde Telegramme mit den Worten „Sundar Singh im Herrn entschlafen" aufgegeben. Nachher habe er diese Tat einem fingierten römischen Katholiken namens Swift zugeschoben. Er sei nicht, wie er angibt, in den Dschungel gegangen, um zu fasten, sondern direkt nach Kotgarh im Himalaya gereist und habe von dort dem Metropolitan-Bischof Indiens mitgeteilt, daß er 40 Tage gefastet, krank geworden sei und sich wieder erholt habe.

Als Beweis führt Hosten folgende Punkte [13]) an:

Der Sadhu habe sich noch am 22. Januar in Ujjain in Zentralindien bei dem protestantischen Missionsarzt Dr. Nugent befunden; am 13. Februar habe er bereits seinen Brief an den Bischof vom hohen Norden aus geschrieben; in diesem kurzen Zeitraum seien unmöglich ein 40tägiges Fasten, eine mehrwöchentliche Erholung und eine Reise von Annfield bei Dehra Dun (dem Ort, wo er sich erholt haben soll) nach Kotgarh unterzubringen. Der Ort, von dem die mit Smith unterzeichneten Telegramme aufgegeben wurden, liege gerade an der Strecke, auf welcher der Sadhu nach dem Norden reiste. Im ganzen indischen Klerus habe es damals keinen Swift, nur einen Smith gegeben, und dieser habe die Urheberschaft der Telegramme bestritten.

Unglaubwürdig sei ferner die Angabe des Sadhu, daß er, als er erschöpft aufgefunden wurde, nach Dehra Dun und von da nach Annfield gebracht worden sei. Letzteres liege drei Tagereisen weit von ersterem entfernt. Es wäre natürlich gewesen, daß er in eines der drei Lazarette von Dehra Dun eingeliefert wurde. Weder in diesen Spitälern noch in Annfield sei seine Anwesenheit nachzuweisen. Überdies sei die Erzählung des Sadhu von dem Gedächtnisgottesdienst in Simla von den dortigen Kirchenbehörden bestritten worden.

Um diese frei erfundene Erzählung aufrecht zu erhalten, habe der Sadhu später zu neuen Fiktionen gegriffen. Als Dr. Nugent, der ernste Zweifel bezüglich der Telegramme hegte, in ihn drang, habe der Sadhu ihm mitgeteilt, jenen Dr. Swift, den angeblichen Absender der Telegramme, wieder getroffen und eine Adresse von ihm erhalten zu haben; diese habe sich sogleich als fingiert herausgestellt. Ferner habe der Sadhu in eine indische Zeitschrift eine fingierte Erklärung jenes fingierten Swift eingesandt, in der dieser sich als den Absender bekannte; der Stil dieser Erklärung verrate den Sadhu als Verfasser. Nugent fasse sein Urteil in den Worten zusammen: „Die Korrespondenz, die ich in Händen habe, würde jedes Gericht überzeugen, daß er ein Schwindler ist [14])."

2. Die Erzählung von dem Maharishi von Kailas, einem 318 Jahre alten christlichen Eremiten, den Sundar Singh im Kailas-Gebirge kennen gelernt haben will, sei ebenfalls eine „freie Erfindung" des Sadhu, weil mit handgreiflichen Unmöglichkeiten belastet [15]).

3. Ebenso sei seine Erzählung von einer geheimen Sannyasi-Mission, von 20 000 Nikodemus-Christen in Indien eine Ausgeburt seiner Phantasie, die dazu dienen sollte, die Fiktion des Maharishi zu stützen [16]).

4. Als unwahr habe sich die Erzählung des Sadhu von seiner Folterung in Ilom (H 43) herausgestellt [17]).

5. Es sei „ziemlich sicher", daß Sundar Singh nie im eigentlichen Tibet war. Die Herrnhuter Missionare, welche an den Paßaufgängen nach Tibet ihre Stationen haben, hätten die Aussagen des Sadhu für unbedingt falsch erklärt [18]).

6. Eine Erzählung Sundar Singhs sei als alter Legendenstoff nachgewiesen. Der Sadhu berichtet von einem Manne, der sich dadurch Geld verdiente, daß er sich tot zu stellen pflegte, während sein Freund die Vorübergehenden um milde Gaben für die Bestattung anbettelte. Als der Sadhu vorüberkam, sei der betrügerische Mann wirklich tot geblieben (Str 23 f.). Diese Erzählung sei eine beliebte Legende in der Hagiographie der Ostkirche, die der Sadhu auf sich selbst übertragen habe [19]).

Durch all diese und ähnliche minder wichtige „Beobachtungen" und „Feststellungen" will Hosten den betrügerischen Charakter Sundar Singhs erhärten: „von Jugend auf war er in allen Schwindeleien wohl bewandert" (CH 1924, 49). Seine Artikel sind in einem geradezu giftig-gehässigen und höhnisch-frivolen Tone geschrieben; seine

[11]) Auf meine Frage erklärt der Sadhu: „Ja, einige römisch-katholische Patres versuchten mich zur römischen Kirche zu bekehren, aber ich konnte mit ihnen in vielen Dingen nicht übereinstimmen." (Sb 28. 10.)

[12]) Trotz angestrengter monatelanger Versuche konnte ich mir die Nummern des Catholic Herald weder durch englische Buchhandlungen noch durch englische Bibliotheken verschaffen, da sie von jesuitischer Seite offenbar zurückgehalten werden. Erst an Weihnachten erhielt ich durch Frau Parker aus Indien einen Teil der Nummern. In Europa befindet sich nur ein nachweisbares Exemplar der beiden letzten Jahrgänge dieser Zeitschrift, das zur Zeit in den Händen von — Pfarrer Dr. Pfister-Zürich ist! Er hat es von dem Jesuiten Väth erhalten! Ich kann darum in vielen Fällen nur die Auszüge aus Hostens Artikeln, vor allem die des Jesuiten Sierp in den „Stimmen der Zeit" zitieren.

[13]) CH 1924, 113 f., 128 f., 145 f., 162 f., 178 f., 193 f., 208 f. (Von hier ab fehlen mir die Nummern); Str 421 ff.

[14]) Augsburger Postztg. 23. 10. 24.

[15]) CH 1923, 419 ff., 435 f., 451 f., 467 ff., 492 f.; Str 110 ff.; KM 1924, 224.

[16]) CH 1923, 721, 753 f., 768 f.; 1924, 50.

[17]) CH 1924, 66.

[18]) CH 1924, 66, 97; Str 425; Augsburger Postztg. 23. 10. 24.

[19]) Sie wird zuerst erzählt von Jakob von Nisibis bei Theodoret, Rel. Hist.; ebenso in der Vita des Gregorius Thaumaturgus (MiPgr. 46, 939) und des Epiphanius (MiPgr. 41, 82) und ist in mehrere katholische Handbücher zum Religionsunterricht übergegangen. CH 1924, 17 f., 34 f.; Str 118.

immer wiederkehrenden Lieblingsworte sind imposter (Betrüger) und hoax (Schwindel). Ich muß bekennen, daß mir nie in meinem Leben von römisch-katholischer Seite ein Dokument zu Gesicht kam, daß so sehr von Haß und Hohn erfüllt war wie die Aufsatzreihe Hostens.

Diese Angriffe des indischen Jesuiten fanden bald ein Echo bei den deutschen Jesuiten. Der Schriftleiter der „katholischen Missionen" A. Väth — ein früherer Bewunderer des Sadhu [20]) — wies, zunächst freilich mit großer Schüchternheit, auf die Enthüllungen seines indischen Ordensbruders hin und begründete damit seine Behauptung, daß der „wundersüchtige" Sadhu „in einer verzauberten Welt lebe", daß er darum keinen Glauben verdiene und daß „alle seine Wunder geleugnet" werden müßten. Seine ekstatische Gabe der „Beschauung" könne unmöglich echt sein, um so weniger als er in seinem vertrauten Umgange mit Christus nie die Aufklärung über die wahre von Christus gestiftete Kirche empfange!! Dennoch fand Väth noch anerkennende Worte für die schlichte Frömmigkeit und heroische Christusliebe des Sadhu wie für seine Freiheit vom Pantheismus und seine Fähigkeit „an das Beste in Indiens religiöser Weisheit anzuknüpfen". „Befreit vom wunderbaren Beiwerk bietet sein Leben doch noch genug des Außergewöhnlichen, um uns mit Achtung zu erfüllen [21])."

Im Gegensatz zu der besonnenen Zurückhaltung Väths verdammt der Schriftleiter der „Stimmen der Zeit", H. Sierp den Sadhu in Bausch und Bogen. In einem höhnisch-gehässigen Tone, der an Hosten erinnert, verkündet er der deutschen Leserwelt, daß durch die „wissenschaftlichen" Untersuchungen eines „verdienten indischen Historikers" und katholischen Missionars (St_1 416) — daß es ein Jesuit ist, verschweigt er — der „Sadhu-Schwindel" (St² 120). aufgedeckt sei, ein Schwindel, der an Größe dem berüchtigten Leo-Taxil-Schwindel gleich komme (St² 110). Freilich wagt er es nicht, den Sadhu klipp und klar als gemeinen Betrüger zu erklären, wie Hosten Frau Parker gegenüber; sein Urteil ist schwankend. Bald erscheint Sundar Singh als „schlauer", raffinierter Schwindler, als „Betrüger erster Größe" (St² 114), der fortgesetzt seine Umwelt täuscht (St_1 425, St² 113), als bare-faced liar (St² 114), dann wieder als „Psychopath" (St_1 425), als „ein Wachträumer, der selbst glaubt, was ihm die Phantasie vorgaukelt" (St² 117), oder gar nur als „Dichter, der Wahrheit und Dichtung nicht mehr unterscheiden kann" (St_1 425), als ein schwärmerischer „Phantast", als harmloser „frommer Narr" (St² 114).

Durch dieses geschickte Oszillieren erzielt Sierp die Wirkung, daß die mildernden und entschuldigenden Einschränkungen, die er gelegentlich macht, in den Hintergrund treten und der Sadhu für weite katholische Kreise als unblushed imposter im Sinne Hostens (Pb_1) abgetan ist. Auszüge von Sierps Artikel erschienen in der ultramontanen Presse von ganz Europa!

Einige Schwierigkeit freilich macht Sierp die Lehre des Sadhu, deren tiefe christliche Wahrheit er doch nicht rundweg ablehnen kann (St² 109). Aber er glaubt, daß nach den Feststellungen Hostens auch Sundar Singhs „schöne Lehre" ganz anders zu beurteilen sei (St_1 425; St² 115). So seien seine „Sprüche" über das Gebet „wohl nicht Ergebnis eigener ernster Erfahrung im Verkehr mit dem Unendlichen. sondern dichterische Gebilde seiner schöpferischen Phantasie" (St² 115). Voll Schadenfreude ruft Sierp triumphierend aus, daß die protestantischen Kreise Europas und verschiedene Vertreter der modernen Religionswissenschaft das Opfer eines „frommen Betrugs" geworden seien (St² 120). Den tiefsten Grund dafür findet er darin, daß der Protestantismus die unfehlbare Autorität der römischen Kirche nicht anerkennt:

> Der Hort der Wahrheit kann nicht eine der Phantasterei zugängliche Religionswissenschaft sein, ... sondern nur eine von göttlicher Autorität und himmlischem Beistand gestützte Kirche, die nicht irren kann. (St² 120)

So das Schlußwort Sierps — quod erat demonstrandum. Daß auch die deutschen Jesuiten nach dem Vorbilde der indischen Missionare zur Offensive gegen den Sadhu übergingen, hat seinen Grund in dem starken Eindruck, den die Gestalt des Sadhu auf katholische Kreise in Deutschland gemacht hatte. Mit tiefem Unbehagen gesteht Sierp, das selbst „viele katholische Blätter es sich nicht nehmen ließen, vor dem neuen Wundermann ... ihre Verneigung zu machen" (St_1 415). Ja, mehr als das, die Persönlichkeit des Sadhu hatte viele Katholiken an dem römischen Fundamentalsatz des Extra ecclesiam Romanam nulla salus irre gemacht. Der Franziskaner E. Schlund bekennt ausdrücklich:

> Für gar manchen Katholiken ist Sadhu Sundar Singh mehr als eine interessante Persönlichkeit; für sie ist er ein die ganze Seele aufwühlendes Problem geworden. Eine große Anzahl Priester und Laien kamen bereits, um nach einer Lösung für dieses Problem zu fragen, das so tief in die Seele hinein geschnitten hatte [22]).

Selbst Sierp gibt unumwunden zu, daß dieser schlichte indische Christusjünger die römische Kirche in die größte Verlegenheit gebracht habe:

> Wenn alles, was vom Sadhu berichtet wird, der Wahrheit entspricht, dann besitzt auch der Protestantismus in sich die Kräfte, die höchste Mystik zur Entfaltung bringen können. Dann sind Männer wie der hl. Franz von Assisi nicht mehr rein katholische Erscheinungen, sondern Produkte eines Gemeinsamen beider Konfessionen, die auf dem Boden jeder derselben sich mit gleicher Leichtigkeit entwickeln können. (St² 415)

Die oben genannten Theologen erklären zwar, daß gelegentlich, in außergewöhnlicher Weise, Gott auch außerhalb der wahren Kirche Heilige erwecken und Wunder wirken könne, und daß durch solche Ausnahmen nur die Regel bestätigt werde, daß die römisch-katholische Kirche allein im unveräußerlichen Besitz der göttlichen Wahrheit sei (vgl. o. Sp. 78); selbst der Jesuit Alfons Väth hatte dieser Anschauung Ausdruck gegeben. Aber eine solche Erklärung vermochte die zweifelnden Gemüter nicht zu beruhigen. Und darum blieb keine andere Möglichkeit mehr übrig, als den unbequemen Heiligen als Psychopathen und Schwärmer oder gar als vollendeten Betrüger hinzustellen, um das Prinzip der römischen Exklusivität zu retten. Sundar Singh selbst hat diesen Sachverhalt klar durchschaut, wenn er an einen seiner Schweizer Freunde schreibt:

> Es ist nicht überraschend, zu sehen, was die römischen Katholiken gegen mich schreiben. Sie hätten mich lebendig begraben oder verbrannt, wenn das in ihrer Macht gelegen wäre; sie können keinen Protestanten wie mich sehen. Sie versuchen mit falschen Mitteln zu beweisen, daß es keine Mystiker außerhalb der römisch-katholischen Kirche geben könne. (23. 11. 24)

Wer mit dem römisch-papalistischen Prinzip ganz Ernst macht, kann a priori über den Sadhu nicht anders urteilen, als es Hosten und Sierp getan haben. Als ein römischer Priester längst vor den jesuitischen Angriffen mein Buch gelesen hatte, erklärte er sogleich wörtlich: „Dieses Buch ist eine Quelle des Giftes; der Sadhu kann nur ein Schwindler sein." Es galt also, für dieses von vornherein feststehende Urteil „historische" Beweise zu finden, und Hosten und Sierp fanden sie auch sehr bald. Von ihrer dogmatischen Tendenz geblendet, konnten sie der Wahrheit nicht frei ins Auge sehen. Sie glaubten, ihre Sache gut eingefädelt zu haben; aber sie achteten nicht darauf, wie rasch sie sich in die Netze unzuverlässiger Angaben und unwahrer Behauptungen verstrickten. Ja, Sierp ging bei seinen Angriffen gegen mein Buch so leichtfertig zu Wege, daß er meine klaren Aussagen in der denkbar gröbsten Weise entstellte.

1. Es ist unwahr, daß ich „leichtgläubig" „mit naiver Oberflächlichkeit alles annehme, was der Sadhu erzählt"

[20]) Seine anerkennenden Worte KM 1922.23, 109 zit. H 229; Stz 89.

[21]) KM 1924, 222 ff.

[22]) Allgemeine Rundschau 12. 6. 24.

(Sr 115). Ich habe vielmehr auf Grund genauer literarkritischer Beobachtungen die Anschauung ausgesprochen, daß wir es bei den Wundererzählungen Sundar Singhs mit „Legenden zu tun haben, welche … in der Form, wie sie erzählt werden, ein Erzeugnis der schaffenden Wunderphantasie sind", daß „das äußere Material im Wunderbericht immer und überall fragmentarisch bleibt", ja, ich habe sogar hervorgehoben, daß wir bei Sundar Singh an einem „lebenden Menschen" „die Gesetze der Legendenbildung und -überlieferung studieren können" (H 134 f.). Vgl. ChW 1924 Sp. 461.

2. Es ist unwahr, daß ich den Bericht des Sadhu über den Maharishi vom Kailas „gestrichen", „die Quellen geändert" und „alles Anstößige unter den Tisch habe fallen lassen" (Sr 113 ff.). Meine kurzen Bemerkungen über die Begegnung des Sadhu mit diesem christlichen Eremiten beruhen, wie jeder durch die bloße Textvergleichung feststellen kann, ausschließlich auf der Biographie von Frau Parker. Der Abschnitt von Canon Streeter wurde nur zum Vergleich herangezogen (H 43 f.). Die Schrift Alfred Zahirs über den Seher (Saved to serve, Agra 1917) habe ich, wie aus dem Literaturverzeichnis hervorgeht, bei der Abfassung des Buches überhaupt nicht gekannt. Die phantastische Schrift von Oskar Liebler (1923), angeblich eine Nachschrift der Erzählungen des Sadhu in Berlin, in Wirklichkeit fast wörtlich abgeschrieben von Zahirs Büchlein, habe ich mit dem vollen unglaublichen Titel „Ein jetzt noch und bis zur Wiederkunft Christi lebender 318 Jahre alter Mann" angeführt und ausdrücklich bemerkt, daß sie „mit großer Vorsicht zu gebrauchen" ist (H 114). Ich habe nur eine einzige Stelle dieser Schrift verwertet (H 139) und zwar um an ihr das legendäre Dublettenmoment in den Erzählungen des Sadhu zu veranschaulichen. Und gerade diese Stelle des Lieblerschen Buches hat der Sadhu in einem Briefe an mich ausdrücklich bestätigt (ChW Sp. 1073 Nr. 8). Die Schrift als Ganzes hat Sundar Singh ebenso wie die Zahirsche für nicht authentisch und für fehlerhaft erklärt und zwar in einem Briefe an mich (1. 12.) wie längst vorher in einem Briefe an Missionsinspektor Pohl in Breklum. Meine Beurteilung und Bewertung der Lieblerschen Schrift ist also bis ins Kleinste einwandfrei. Sierp macht sich einer trostlosen Leichtfertigkeit schuldig, wenn er angesichts dieser Tatsachen mir Mangel an „wissenschaftlicher Ehrlichkeit" vorwirft (Sr 114. 117).

3. Es ist unwahr, daß ich im Sadhu den „neuen Apostel" des vom Evangelium und mir erfundenen „evangelischen Katholizismus" sehe (St. 415, Sr 109); noch törichter ist die Bemerkung Sierps, daß ich den Sadhu zum „Übermenschen der überkonfessionellen Universalkirche", für die ich „Ahnherrn" machen wolle (KM 1923/4. 219). Ich habe im Gegenteil an dem lockeren Individualismus des Sadhu unmißverständlich Kritik geübt und ausführlich — noch dazu unter Berufung auf den römisch-katholischen Friedrich von Hügel — von der Einseitigkeit in seiner Stellung zur Kirche gesprochen (H 187 ff.).

4. Es ist unwahr, daß ich mit den „Phantasiestücken eines indischen Träumers ein religiöses Programm aufbauen" will (Sr 120); denn 1. habe ich die allzu subjektive Färbung der Frömmigkeit Sundar Singhs ernsthaft kritisiert und die Notwendigkeit ihrer Ergänzung durch „die streng objektive geschichtliche Theologie und Kirchenlehre" hervorgehoben (H 199); 2. habe ich in meinem Buche den Nachweis erbracht, daß Sundar Singh den gesunden biblischen Glauben von dem menschgewordenen, gekreuzigten und auferstandenen Christus verkündet, und diesen ungebrochenen Christusglauben habe ich der modernen Theologie als Beispiel vor Augen gestellt.

5. Es ist unwahr, daß ich glaube, „in so oberflächlicher Weise, wie es der Sadhu tut, könne das alte Problem, den Indern das Christentum auf ihre Art nahe zu bringen, gelöst werden" (Sr 119). Ich habe im Gegenteil ausdrücklich hervorgehoben, daß sich „mit dem warmen und begeisterten Zeugnis lebendiger Heilserfahrung … eine philosophische und religiöse Welt wie die Indiens nicht **aus den Angeln heben lasse", daß es dazu einer gewal**tigen philosophischen und religiösen „Gedankenarbeit", ja einer „neuen Summa Theologiae" im Stile der Summa des Aquinaten bedürfe (H 194 f.). Einen ersten Anlauf zur Verwirklichung dieser Riesenaufgabe sah ich in dem römisch-katholischen Sannyasi Brahmabandhav Upadhyaya († 1907), der freilich von römischer und besonders jesuitischer Seite in ähnlicher Weise verdächtigt und verfolgt wurde wie der Sadhu (H 196 f.; 201 ff.).

So hat Sierp es fertig gebracht, in meinem Buche ausgesprochene Anschauungen in ihr genaues Gegenteil zu verkehren. Wenn aber die Jesuiten schon bei einem Buche, das jedermann zugänglich ist, die Tatsachen derartig verzerren, ja auf den Kopf stellen, so erregen sie damit von selbst den Verdacht, daß sie das erst recht dort tun, wo eine Kontrolle sehr schwierig ist. In der Tat hat die umfangreiche und mühevolle Untersuchung, die ich angestellt habe und die ich fortzusetzen nicht müde werde, deutlich gezeigt, daß das Beweismaterial, mit dem Hosten und Sierp ihre ungeheuerlichen Beschuldigungen gegen den Sadhu zu stützen suchen, im höchsten Grade unsolide und bisweilen absolut unwahr ist, so daß sie überhaupt nicht ernstliche und gründliche Nachforschungen angestellt haben.

Marburg — Friedrich Heiler

Finnland und die römische Kirche

Eine gemeinsame Kundgebung des Finnischen und des Schwedischen Gemeindeverbandes in Finnland

Es ist zu unserer Kenntnis gekommen, daß Kardinal van Rossums Buch „Die religiöse Lage der Katholiken in den nordischen Ländern" viel Aufmerksamkeit in Deutschland erregt hat, große Hoffnungen auf römisch-katholischer Seite und große Beunruhigung auf evangelischer. Man hat sich verwundert gefragt, ob die Verhältnisse wirklich so sein können, wie der Kardinal sie geschildert hat, und man war erstaunt u. a. darüber, daß kein Widerspruch aus Finnland erfolgte.

Obwohl es für jeden, der mit den Verhältnissen in unserm Lande vertraut ist, ohne weiteres klar ist, daß die Beleuchtung, die der Kardinal der religiösen Lage in Finnland gegeben hat, nicht der Wirklichkeit entspricht, haben wir uns zu einer Kundgebung in dieser Sache veranlaßt, damit ein Schweigen von unserer Seite keinen Anlaß zu Mißverständnissen gebe.

Die Aufmerksamkeit, die Kardinal van Rossums Besuch in unserm Land erregte, hat ihren Grund teils in der Achtung, die unser Volk hervorragenden ausländischen Gästen zu erweisen pflegt, teils in der Neugierde von Seiten der Volksmenge. Die Aufmerksamkeit der offiziellen Personen war nur traditionelle politische Courtoisie, auch darum begründet, daß der Papst als einer der ersten Finnlands Selbständigkeit anerkannte. Daß man bei uns vermeintlich den Andenken aus katholischer Zeit größere Aufmerksamkeit widmet, beruht auf erwachendem geschichtlichen und kulturellen Interesse, keineswegs auf religiösem Interesse für den Katholizismus in seiner römischen Form.

Finnlands Volk, das beinah in seinem ganzen Umfang evangelisch-lutherisch ist, betrachtet die Reformation nicht als eine Unterbrechung der kirchlichen Entwicklung, sondern sieht in seiner lutherischen Volkskirche eine unmittelbare und rechtmäßige Fortsetzung der katholischen Kirche in Finnland. (Von Finnlands Bevölkerung, die ungefähr 3 400 000 beträgt, gehören, obwohl vollkommene Religionsfreiheit im Lande eingeführt ist, etwa 98% zur evangelisch-lutherischen Kirche, während die Zahl der Griechisch-Katholischen etwa 70 000 beträgt, die der Dissenter etwa 6000, und die der Römisch-Katholischen etwa 700. Die Zahl der außerhalb jeglicher Religionsgemeinschaft Stehenden ist ganz gering.)

Wir können deswegen auch vorurteilslos und anerkennend die religiöse und kulturelle Arbeit der katholischen Kirche im mittelalterlichen Finnland beurteilen. Dadurch, daß sich unsere Kirche in ihrem ganzen Umfang der lutherischen Reformation anschloß und wir hier keine Front gegen den römischen Katholizismus gehabt haben, konnte unsere Kirche teilweise katholische Formen, Kirchengewänder usw. behalten. Ihr Vorhandensein ist somit kein Beweis für römisch-katholische Sympathien, sondern eine Folge glücklicher Umstände, die uns geholfen hat, den geschichtlichen Zusammenhang zu bewahren.

Deswegen müssen wir auch den Versuch der römischen Kirche zu Propaganda in unserm Land als vollkommen unberechtigten Eingriff in das kirchliche Leben unseres Landes betrachten. Eine

Der Generalsuperintendent der Rheinprovinz an die Schriftleitung von „Licht und Leben“*)

Klingemann

Generalsuperintendent der Rheinprovinz

Hedwig Weiß

geboren im Mai 1860
gestorben im August 1923

Hedwig Weiß schilderte mitunter, wie ihr Vater zögerte, wenn Jemand nach ihr frage. Er schäme sich einzugestehen, daß seine Tochter Malerin wäre. Einem Mann wie ihm dürfte so etwas von Rechts wegen nicht zustoßen. Sie machte ein verschmitztes Gesicht, wenn sie das auseinandersetzte, denn sie wußte durchaus, wie nötig sie ihm war, und warum er ihre Mutter geheiratet hatte, von der nach ihrer Meinung das Künstlertum stammte. Bei der Mutter war es freilich ein farbiger Einschuß im Dasein geblieben, war nicht das Leben selber geworden wie bei Hedwig Weiß.

Im Januar v. J. in der Akademie-Ausstellung war ihren Arbeiten eine ganze Wand eingeräumt. Damals war sie schon eine Verstorbene. Die Bilder waren meist Aquarelle. Es war darunter ein steiles weißgetünchtes Haus, das war beregnet. Die glatte Wand atmete Feuchtigkeit und das Frühlingslicht glitt über sie hin. Wie ist das möglich, daß der Geruch von frischem Acker und kommendem Grün einem übertragen wird durch so eine Wand, die vom Märzregen naß ist? Ich weiß es nicht, aber Hedwig Weiß konnte das. Sie konnte auch Blumen malen, Kapuziner in ihrer eigensinnigen Haltung mit dem seltsam tellerartig emporgehobenen Blatt, so farbig, so eigen in ihrer ganz besonderen Art, daß man sie neu begrüßte, wenn man ihnen wieder begegnete. — Ebereschen, Veilchen, ein Wust von Flieder, lauter Dinge, die sonst unter dem Pinsel fest und schwer werden, wachsen bei ihr lichtdurchschienen, durchsichtig und leicht aus dem Rahmen.

Sie konnte auch kleine Kinder und junge Mädchen malen, was nicht oft Jemand kann. Diese zarte Lebendigkeit, dies feine Stengelchen von Hals, das den Kopf trägt, dieser blonde Flaum im Gesicht und das Unbewußte im Ausdruck. — Sie konnte sehr viel.

Den alten Herrn, ihren Vater, findet man auf hundert Papierschnitzeln, Blättern und Pappen. Manchmal nur ein paar Kohlenstriche, und die ganze Persönlichkeit ist da. Er hält das Manuskript oder das Buch wie eine Beute, die er verzehrt. Er ist gewissermaßen drum herum gewachsen.

Als Hedwig Weiß jung war, zu einer Zeit, wo sie hätte zur Geltung kommen sollen, war ihre Art zu verwegen, und das „Ausführen" war nicht ihre Sache. Damals gehörte das Ausführen zu einem anständigen Bild. Jetzt ist ihre andeutende Art weit überholt. Jetzt mutet man dem Beschauer ganz andere Bemühungen zu, um heraus zu kriegen, was gemeint ist. Bei Hedwig Weiß ist alles noch porträtähnlich: Mensch, Blume, Teller oder Blumentopf — Niemand kann im Zweifel sein, was für ein Ding man vor sich hat. Nur konnte sie sich nicht bezwingen, ihm ins Einzelne nachzugehen. Wenn seine Besonderheit und sein Reiz aufgefangen war, war sie fertig. Das war für ihre Zeit eine zu eigenmächtige und kühne Art. Damit drang sie nicht durch.

Eine Zeitlang arbeitete sie für einen Verlag, der Plakate veröffentlichte. Der Leiter dieser Sache hatte offenbar Geschmack. Er kam, suchte aus unter dem, was sie gemacht hatte, trug schöne Dinge mit sich fort und ließ sie in seiner Werkstatt „ausführen". Die Sachen waren so lebensvoll, daß immer noch etwas übrig blieb, daß sie nicht völlig tot waren, wenn andere Hände sie zurecht gemacht hatten.

Ganz entzückende Blätter hatte manchmal die Münchener Zeitschrift „Die Jugend" von ihr. Es war dann darunter zu lesen: „Nach einem Entwurf von Hedwig Weiß".

Ein paarmal hatte sie Gelegenheit, größere Wandflächen zu bemalen. Das eine Mal waren es Bilder für den Versammlungsraum im Paul Gerhardt-Stift bei Berlin. Sie nahm eine Bibelstelle aus dem Matthäus zum Vorwurf, die von gegenseitiger Hilfe handelt: Speise denen, die Hunger leiden, denen, die frieren, ein Stück Gewand und ein Obdach, und wer krank ist oder in Gefangenschaft liegt, soll es nicht in Verlassenheit tun müssen. Das legte sie in so viel Bildern auseinander, als die Wände Raum gaben. Da war der Anlaß gegeben, liegende, tragende, führende Gestalten, männliche und weibliche zu bringen, und kleine Kinder so viel, als sie wollte. Mir ist eins besonders im Sinn, das sein Mäulchen dem Löffel entgegenstreckt.

Die Bilder sind auf Leinwand gemalt und wurden erst später in die Wand eingelassen. Dadurch war es möglich eine Reihe von ihnen auf die große Ausstellung zu bringen.

Wer nichts davon wußte und in den Saal eintrat, dem schlugen sie entgegen mit ihrer großen Wirkung. Es war eine solche Einfalt in den Linien, eine so sorglose Unabhängigkeit, wie man sie sonst unter allen den vielen Hunderten von Bildern nicht fand.

Die Schwesternschaft im Paul Gerhardt-Stift freilich war erschrocken. Sie wußte genau, wie Andachtsbilder aussehen müßten, und von Himbeerfarbe oder Vergißmeinnichtblau war hier weit und breit keine Spur. Statt dessen lag in Linie und Farbe eine entschlossene Art, eine ungedämpfte Frische, die ihnen gotteslästerlich erschien. Sie nahmen ganz stille die Bilder wieder fort und verstauten sie irgendwo. Zum Glück haben sie sie nicht verbrannt. „Wer kommt denn hier heraus ins Paul Gerhardt-Stift?" Es würde gar keiner merken, dachten sie. Als es aber doch heraus kam, wurde die Kaiserin vorgeschoben.

Sie hatte das Patronat über die Anstalt und ihr hätten die Sachen nicht gefallen, hieß es. Das war allerdings sehr einleuchtend. Aber die Kaiserin hatte andere Zugänge zu ihrem Verständnis, wenn auch nicht solche künstlerischer Art. — Der Vater der Malerin war der Professor der Theologie an der Universität Berlin, Wirklicher Geheimrat D. Bernhard Weiß, vortragender Rat im Kultusministerium, Präsident des Ausschusses für Innere Mission, und die „Exzellenz", meines Wissens die erste theologische, die verliehen wurde, lag schon in der Luft.

Da mußte es mit den Bildern doch irgendwie seine Richtigkeit haben. — Es kam Befehl aus dem Kabinett der Kaiserin, und sie wurden wieder hingehängt.

Für die Persönlichkeit von Hedwig Weiß ist die Art ihres Vaterhauses von Bedeutung gewesen. Was sie an Schärfe, Witz und Spott hatte, ist man ohne Weiteres versucht, auf den scharfsinnigen Ostpreußen, ihren Vater, zurückzuleiten. Die Mutter, ein Fräulein von Woyna, hatte neben altmodischer Grazie und neben dem starken künstlerischen Antrieb eine Fülle von Liebenswürdigkeit, von Milde und Wärme zu vererben gehabt.

Wenn man in dem Ableitungsverfahren weiter gehen will, kann man noch sagen, daß die unberechenbaren Launen in Hedwig Weiß da ihren Ursprung hatten, wo diese weltenweit verschiedenen Anlagen sich gegeneinander auszuwiegen suchten.

Als gehorsame Tochter hatte sie in ihrer jungen Jugend das Lehrerinnenexamen gemacht. In Kiel glaube ich, bei ihren Großeltern, die von ihr als von ihrer „Gazelle" sprachen, wenn sie es nicht hören konnte und die alten Herrschaften keine erzieherische Strenge von sich zu verlangen brauchten.

Später erst kam das Malen. Erst in Berlin, dann in München, und dann die vielen Jahre in Berlin im väterlichen Haus in der Landgrafenstraße und dem weiträumigen Atelier mit dem schönen Weg dahin unter Bäumen am Kanal.

Wenn auch ihr selbständiges Dasein im Atelier immer ein halbumstrittenes Ding war, so empfand sie die Tatsache, daß ein großer Teil des Tages ihr eigen war, mit immer neuer Genugtuung.

Da im Atelier hatte sie Schülerinnen oder vielleicht besser gesagt Anhängerinnen, die mit dabei sein wollten. Ich erinnere mich an eine junge, sehr reiche und verwöhnte ausländische Frau, die fand, daß im Atelier bei Hedwig Weiß am meisten zu erleben wäre, mitten unter all den Staffeleien, Pappen, Leinwanden und Rollen, mit denen man versuchen mußte in Eintracht zu leben.

Wenn Hedwig Weiß ein Ding malte, hob sie es aus dem Ganzen des Daseins und gab ihm den Stempel der Kostbarkeit, auch wenn es weiter nichts war als irgendein kleines Teilerchen oder Näpfchen mit seinem weißen Schmelz, und dem scharfumrissenen Glanzlicht darin. Es war niemals Langweile, immer Schöpfungstag, wo sie war.

Ein größeres Werk voller Anmut sind die Fresken im Radeschen Haus in Marburg.

Sie hat sich dabei ganz lose an die Geschichte der heiligen Elisabeth gehalten: auf einer großen Schüssel werden Rosen getragen, die erst Brot gewesen sind. — Aus weiter wiesengrüner Ferne sieht man Menschen herbei wandern zu dem Ort der Heiligen. An ihrem Weg leuchtet ein Trüppchen weißstämmiger Birken. — Irgendwo läuft die kleine Elisabeth als Kind die Kirchenstufen empor und küßt hastig die Beschläge an der Tür, weil sie an etwas in der Heimat erinnerten.

Da wo der Treppenaufgang noch eine hohe Wandfläche bietet, sieht man die Mutter Gottes in ihrer Lieblichkeit sitzen, das heilige Kind in die Mantelfalten gebettet.

Leider ist der Kalkbewurf grob und bröckelig, und die Malerei hat jetzt schon sehr gelitten.

Befand sich Hedwig Weiß im Atelier oder auf einer Reise, so war da immer der Vater und das Zuhause, die ihr die Rückkehr vorschrieben. Das war eine Fessel für sie, aber auch ein Besitz, zumal so starkes geistiges Leben mit darin wohnte.

Hedwig Weiß war nicht mehr die Gazelle, sondern eine große, breithüftige Gestalt mit früh ergrauten Haaren, die, wenn sie es gerade darauf anlegte, von eindrucksvoller Vornehmheit sein konnte.

Niemand aber, der mit ihr umging, konnte sie anders als jung empfinden. Nur daß die Reife ihrem Spott je länger je mehr das Gepräge der Gutmütigkeit gab. Wenn sie sich früher aufgelehnt hatte gegen alles, was Schranke heißt, so kam allmählich eine humoristische Anteilnahme in ihr auf, die allen Daseinsarten galt.

Als ihr Vater mit 92 Jahren starb, war sie nicht mehr fern von den Sechzigen. Da erst ging die von Kindheit her gewohnte Lebensform für sie in Stücke. Sie gab sich aber nicht bei den Resten zufrieden, sondern fing etwas Neues an.

Einen Teil des Hausrates, der ihr zufiel, schickte sie in ein verlassenes Nest im bayrischen Wald, und hauste da einen großen Teil des Jahres. Die Ilz mit ihren Steinklötzen, mit der Brücke aus Baumstämmen, die an mächtigen Uferweiden angekettet war, das ganze Land, Wald und Acker, hügelauf, hügelab kam ihr vor wie ein Eigentum, das ihr zugefallen war.

Dort malte sie und schrieb ihre lebhaften Briefe mit der lila Tinte, die sie sich mitgebracht hatte. Sie aß ihr bißchen selbstgekochte Nahrung mit den alten dünn gewordenen Silberlöffeln.

„So arm möchte ich niemals werden, daß ich mit einem Blechlöffel essen müßte!" sagte sie, während sie sich den Ofen mit Sägemehl heizte, und lange im Dunkeln saß, um die Kerzenstümpfchen zu sparen.

Weil aber Freigebigkeit ihre eigenste Eigenschaft war, machte sie sich viele Wege bei den Bauern und Häuslern herum, um Eier zu bekommen und in Schächtelchen an die Freunde in der Großstadt zu schicken, die in jener Zeit an allem Nötigen Mangel litten.

Diese selben Freunde hatten ihr Unternehmen erst mit Kopfschütteln, dann mit einer Art von staunendem Neid angesehen. Denn das Dasein hinter der Revolution war in Berlin noch weitaus beklemmender als zu Kriegszeiten. Hedwig Weiß in ihrem bayrischen Wald wirkte als die einzige, die von einer vorschauenden Ahnung aus dem großen Lebensmittelpunkt weggeführt worden war.

Ihr selber war die Einsamkeit reich. Sie malte, was da war: Hügel mit dunklen Waldkämmen, — Wäscherinnen im Wind, auf ansteigendem Rasen. Die flatternde Wäscheleine unter einem hohen Himmel voller Wolkengejage. —

Im bayrischen Wald holte sie sich aber auch die Krankheit, die ihren Tod herbeiführte. Sie war nach einer Abwesenheit in ihren Schlupfwinkel zurückgekehrt, und hatte die beiden Räume, die ihr gehörten, voller Wasser gefunden. Das Dach war löcherig. Der Besitzer war weggezogen.

Sie schöpfte Wasser auf und trug es in Eimern fort. In diesen feuchten Löchern arbeitete sie und schlief sie.

Die Wege um Milch, um Eier, um Brot waren weit. Was es zu kaufen gab, war teuer geworden, auch dort, weit vom Verkehr. Denn in der allgemeinen Not war kein einsamer Winkel unabgegrast geblieben. Die sogenannten besseren Kreise aber, aus denen Hedwig Weiß stammte, waren völlig verarmt.

So kochte und aß sie nur gelegentlich. Um ihren Herd ging sie in Holzschuhen herum, des Wassers wegen.

Sie hatte jene sagenhafte Körperverfassung, die nicht unterzukriegen ist. In ihren Briefen schrieb sie, wenn sie von den Kahnfahrten in ihrem Zimmer berichtet hatte: „Es ist aber doch schön."

Endlich bekundete sich ihr die Lage doch als nicht völlig einwandfrei.

Sie wanderte zu ihrer Station und fuhr nach Passau zum Arzt. Die Ilz ging mit Eis und wälzte Steinklötze. Nachts bei ihrer Heimkehr tappte Hedwig Weiß in Dunkelheit und Kälte zwischen dem Ufergeröll auf der Suche nach der Balkenbrücke, falls sie noch da wäre.

Als sie endlich hinüber und zu ihrer Behausung gekommen war, hatte ihr Befinden sich nicht gebessert. Sie tat darum, zu was sie sich ohne Not nicht verstanden hätte. Sie gehorchte dem Befehl des Arztes und kehrte nach Berlin zurück.

Da gab es Freunde und Ärzte und ihre eigene Schwester, die unter den veränderten Lebensumständen sich ebenfalls tapfer behaupteten.

Dort bei ihrer Schwester lag sie nun und war in ärztlicher Behandlung. Es litt sie aber nicht lange in der Rolle der Kranken. Zwischenein kehrte sie immer in ihr kleines Atelier zurück, das sie seit dem Tod des Vaters inne hatte, und einem andern Künstler in Austausch gab, wenn sie weg war.

Es lag am Kupfergraben, ganz im alten Berlin, nachbarlich zu den Sammlungen, zum alten Schloß, zu den Linden, zum Geläute der Domglocken. Es hatte ein winziges Schlafzimmerchen, dessen Luke hoch oben in der blaugetünchten Wand lag. Wenn man auf einen Stuhl stieg, sah man in ein Dächergewinkel. Da oben fuhren die Schwalben mit ihrem speerwurfartigen Flug durch die Luft, und stießen den kriegerischen Freudeschrei aus, der ihnen eigen ist.

Hedwig Weiß malte noch und verdiente auch, denn Freunde mit Auslandbeziehungen brachten hie und da eins von den reizvollen Dingen, die aus ihrer Hand hervorgingen, an den Mann. Nebenher verkaufte sie kleine

Schmuckstückchen aus alter Zeit zum Weiterhelfen und fristete das Leben auf ihre bedürfnislose, glückvolle und glück-verbreitende Art.

Es gab junge Menschen, denen sie bis zu ihrem Tod eine Freundin war.

Diese Jugend fand bei ihr Widerhall für alles, was sie bewegte. Da war nichts von Enge in ihr, wohl aber ein kraftgebendes Miterleben.

Daß Hedwig Weiß niemals eine Mutter gewesen ist, bleibt ein Verlust. Das Kind, das unter ihrem Herzen unserm Dasein entgegengeschlummert wäre, was müßten dem für Kräfte zugewachsen sein, und was für eine festliche Kindheit hätte es gehabt.

Es ist einmal eine Verlobung im Werk gewesen. Sie erzählte davon halb belustigt und halb mitleidig mit der Unbehaglichkeit und Dürftigkeit dieses Erlebnisses. Sie war denn auch zurückgewichen, als die Liebe in den gesteiften Kleidern der Herkömmlichkeit an sie heran trat. Eine Vereinigung aber, wie sie sich für Hedwig Weiß geschickt hätte, hat die Gesellschaft noch nicht hervorgebracht.

Es gibt ein Bilderbuch von ihrer Hand, darin kommt sehr stark die Verklärung heraus, mit der Kinder die Dinge anschauen. Gleich auf dem Vorsatzpapier reihen sich vier Kränze, einer an den andern. Sie sind aus Tannenlaub und roten Rosen und tragen wehende Lichter auf ihrem Rund, deren Flammen flackern wie angeblasen von der Freude, die kommen soll.

Ein kleiner tief versunkener Engel singt, was in jedem von den Kränzen geschrieben steht: Weihnachtsbuch, Weihnachtsbuch, Weihnachtsbuch!

Dann geht es weiter: Maria kniet vor dem Verkündigungsengel, so jugendlich und so erschrocken; sie geht über weite grüne Gefilde, den Bergen zu, wo Elisabeth wohnt. Sie steht Wange an Wange mit der Freundin, mit der sie sich umfaßt hält. — Mitunter kommt nur ein Streifchen Landschaft, Stämme ragen aus dem Schnee, und den Schluß von allem bildet wieder ein Engelchen, das vor sich hinsingt.

In ihrer letzten Zeit zeichnete sie noch ein Büchelchen und nannte es das Fuchsienbuch, weil diese, ihres Vaters Lieblingsblumen, mit stürmischem Geläute den Eingang machen.

Es enthält Abschnitte aus der heiligen Geschichte. Die kleinen figürlichen Darstellungen sind in strenger Holzschnittart ausgeführt mit vortrefflicher Wirkung von Helligkeit und Dunkel. Die Schrift ist vollkommener als beim Weihnachtsbuch und hat wie dort Anteil an der bildhaften Wirkung der Seite.

In der gleichen Zeit radierte sie ein Bildnis von Käthe Kollwitz, aus deren Zügen sie die nornenhafte Seite stark hervorhob.

Hedwig Weiß erfuhr vom Arzt und von den ihr Nahestehenden nicht, daß ihr Leiden unheilbar wäre.

Was sie sich selber dabei dachte, kommt in einer kleinen Briefstelle heraus, wo sie mitten unter Dingen, die den Eindruck der Unbesorgtheit machen, sagt: „Ich habe doch ein langes und schönes Leben gehabt, da kann ich ja auch gerne sterben."

Dies Sterben kam schnell und leise. Es nahm der Krankheit ihr langes Zerstörungswerk aus der Hand. Hedwig Weiß stieg ungesäumt nach ihrer Art zur Freiheit auf.

Wenn die Öffentlichkeit sich mit ihr kaum befaßt hat, so sagt das wenig. Leute wie Fritz von Uhde und Max Liebermann sahen das starke künstlerische Vermögen, das in ihr stak. Wie unzertrennlich es von ihrem ganzen Wesen war, spiegelt sich in einer Reihe von Briefen, die von Otto Ubbelohde stammen.

Bischofstein Beate Bonus

Verschiedenes

Kulturwende. Von Lic. Dr. H. Hartmann. 2. Aufl. Der Weiße Ritter Verlag, Berlin 1922. 62 S. 75 Pfg.

Jesus, das Dämonische und die Ethik. Von demselben. 2. Aufl. Der Weiße Ritter Verlag, Berlin 1923. 134 S. 2, geb. 3 M. Volksausgabe 1,50 (Zeitungsdruck).

Wie aus allen Schriften Hartmanns spricht auch aus seiner „Kulturwende" eine starke religiöse Leidenschaft. Er versucht, die heutige Zeit, die auf Neues ausgeht, geistig zu deuten, ihren tiefsten und letzten Sinn aufzudecken. Dieser Sinn ist ihm der, daß wir den Weg „von Autorität zu Freiheit, von Materialismus zur Geistigkeit, von Erkenntnis zum Ergriffensein, von der (lieblosen) Kritik zur Liebe erkennen, von den Götzen in die Richtung Gottes und den Kampf gegen alle Götzen dieser Welt mit Klarheit führen". In der Sache wird ihm Jeder, dem es um Höheres geht, beistimmen müssen. Seine Gedanken sind z. T. bereits in dem Handeln der „Christ-Sozialisten" (Strünckmann Schulze-Sölde) u. A. Wirklichkeit geworden. In der Form läßt Einiges zu wünschen übrig: unübersichtliche Sätze von 14 Zeilen Länge könnten um der Klarheit willen vermieden werden. Die ausführliche Darstellung des „neuen Jesusbildes" im 3. Kapitel fällt ziemlich aus dem Rahmen heraus; das Ganze wäre einheitlicher geworden, wenn diese Einfügung wesentlich kürzer gehalten worden wäre — besonders, da über dieses Spezialthema eine besondere Untersuchung des Verfassers vorliegt. Im übrigen aber soll das Alles die Freude an diesem Hefte nicht zerstören. Denn es ist geschrieben von einem Menschen, der mitten in dieser Zeit lebt, der Sinn und Verständnis hat für das Wesentliche und sein Alles dransetzt, es zu verwirklichen.

Daß auch die andere Schrift Hartmanns „Jesus, das Dämonische und die Ethik" bereits ihre zweite Auflage erlebt hat, beweist, daß sie einem dringenden Bedürfnis entgegenkommt. Durch die völlige Umarbeitung weist sie straffere Selbstdisziplin und größere Einheitlichkeit auf als die 1920 erschienene Erstauflage. Man müßte eigentlich meinen, es sei allgemach bekannt genug, daß Jesus mit Moral und Ethik nichts zu tun habe. Diese Gedanken liegen sozusagen in der Luft, trotzdem noch unentwegt Vorlesungen über „Christliche Ethik" gehalten werden. Dennoch ist es nötig, daß diese Gedanken der Zeit einmal klar dargelegt werden. Und es gibt wohl heute kein Buch, in dem das so offen, so rücksichtslos, so einleuchtend geschehen wäre wie bei Hartmann. Jesus ist des Gesetzes Ende und damit auch das Ende aller Moral und Ethik. Seine Worte sind nicht als sittliche Forderungen aufzufassen, sondern als Konstatierungen geistiger Naturgesetze. Besonders treffend ist die Auseinandersetzung mit Kant, wie der Verfasser denn überhaupt für das Eine, worauf es ankommt, stets einen sicheren Blick und guten Instinkt besitzt. Jesus ist — wie jeder echte Prophet — weder Dogmatiker noch Ethiker, auch nicht Verkünder eines höchsten Liebesgebotes (das es in Wirklichkeit gar nicht geben kann), sondern ein Mensch, in dem das lebendige Leben pulst, das nicht durch Schema und System eingefangen werden kann (vgl. Kierkegaard, Nietzsche). Das ist für Hartmann die Hauptsache. Schade, daß er, der in seinem Buche so viele Jesusautoren einer treffenden Kritik unterzieht, sich nicht näher mit dem großen Werke Konstantin Brunners „Unser Christus" beschäftigt. Mag auch hin und wieder die Stellung Hartmanns zu der Geschichtlichkeit der überlieferten Jesusworte zu naiv, mag auch seine Exegese mitunter zu generalisam, mag auch sein Jesus selbst hin und wieder zu „hartmannisch" sein — das Alles berührt nicht die Hauptsache des Buches. Was es enthält, war notwendig zu sagen: für das fernere Verständnis der Evangelien kommt nur noch der „dämonische" Jesus in Betracht. — Dem rührigen Verlag muß für die vornehme Ausstattung und den äußerst geschmackvollen Einband besondere Anerkennung gezollt werden.

Wolperndorf in Thür. Alexander Beyer

Kleine Mitteilungen. Zu der Veröffentlichung von Steinweg „Der evangelische Wohlfahrtsdienst" ist in 1924 Nr. 50/52 Sp. 1068 leider der Verlag nicht angegeben: Berlin-Dahlem, Altensteinstr. 51, Wichern-Verlag.

Der in voriger Nummer angezeigte Abreiß-Luther-Kalender kostet 75, der Quäker-Kalender 60 Pfg.

Die Sp. 63 erwähnte Selbstbiographie Pfarrer Stangers ist betitelt: Ein Brand aus dem Feuer. 50 S. Für 25 Pfg. zu beziehen von der Rettungsarche Möttlingen bei Calw.

Fast alle Dichtungen Werfels sind, wie schon gemeldet, bei Kurt Wolff in München erschienen; die beiden neusten bei Paul Zsolnay, Berlin NW 68: Verdi, Roman einer Oper, 573 S. 5,50, geb. 7,50 M., und: Juarez und Maximilian, dramatische Historie, 197 S., 4, geb. 5,50 M. Diese beiden Werke haben dem Verfasser obigen Aufsatzes noch nicht vorgelegen. Man wolle übrigens den Titel Sp. 3 Z. 2 v. u. verbessern in „Der Schweiger" und Sp. 8 Z. 10 v. u. lesen Hock statt Hak. Auch gehören die Worte „Und — sein" Sp. 5 Z. 21 f. in den Text des Verfassers, und erst von „Gott" an setzt der Dichter wieder ein. R

Wöchentliche Chronik

Nach der neuesten Statistik zählen die protestantischen Kirchen 193 Millionen, darunter das Festland von Europa 72,3 (Deutschland 40,2, Schweden 5,7, Ungarn 3,6, niederländische Kirchen 3,5, Finnland 3,2); das britische Weltreich 46,4 (anglikanische Kirche 28,6, Bund der evangelischen Freikirchen 8,4); die Vereinigten Staaten 74,3 (Baptisten 21,1, Methodisten 22,6, Presbyterianer 9,7, Lutheraner 6,7, protestantische bischöfliche Kirche 3,6, Jünger Christi 3,4). PrRundsch 1

Der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß hat 60 Personen ausgewählt, die Deutschland auf dem Stockholmer Weltkongreß für praktisches Christentum vertreten sollen. Vizepräsident D. Kapler reiste auf Einladung des Erzbischofs Söderblom zur Vorbereitung des Kongresses nach Schweden.

Deutscher Hochschultag in Darmstadt. Der Rektor der dortigen Technischen Hochschule, Schlink: „Wir haben Einfluß auf die akademische Jugend. Wir müssen dazu beitragen, ihre sittlichen, geistigen und religiösen Kräfte zu erwecken. ... Gerade wir Techniker empfinden ja den Druck des Materiellen am stärksten. ... Wir sind zu Sklaven unserer Mittel geworden." Der Verbandsvorsitzende Schenk (Münster): „In Preußen und andern Ländern werden die Entwürfe von Staatsverträgen mit der römischen Kurie und den evangelischen Landeskirchen vorgelegt werden. Das bayrische Konkordat ... scheint eine Einschränkung der Rechte der theologischen Fakultäten zu bedeuten. Was die Einrichtung von Weltanschauungsprofessuren an den Technischen Hochschulen anlangt, so bin ich jedenfalls der Meinung, daß sich die Studierenden vor einseitiger Meinungsentgegennahme hüten müssen. Man muß mindestens zwei weit voneinander entfernte Standpunkte vertreten hören."

In Deutschland studieren heute 7474 Frauen, darunter 57 evangelische Theologie.

Verlegung des Schleswiger Bischofssitzes nach Schleswig wurde von der schleswig-holsteinischen Landessynode in 1. Lesung mit 55 Stimmen Mehrheit beschlossen, darnach die Vorlage an die Kirchenregierung wegen der Kostenfrage zurückverwiesen.

Im Stephansstift in Hannover ist nach der aus Mangel an Mitteln erfolgten Aufhebung des Lehrvikariats ein inoffizielles Predigerseminar neben den beiden offiziellen in Loccum und Erichsburg im Entstehen begriffen. Auch in den Rothenburger Anstalten der Inneren Mission haben eine Anzahl Kandidaten Aufnahme gefunden. EvDtld 1

Die Festlegung der von der Synode beschlossenen Konfirmationsordnung (CW 48/49) in Sachsen durch Kirchengesetz, infolgedessen jede Abweichung disziplinarisch geahndet werden kann, begegnet als unprotestantischer Gewissenszwang bei Religionslehrern, dem Volkskirchlichen Laienbund, dem Bund für eine lebendige Volkskirche und der Freien Volkskirchlichen Vereinigung energischen Widerspruch.

In Weimar auf der Freitreppe des Museums und in Berlin vor der Himmelfahrtskirche sind wie in Heilbronn (CW 24, 1/2) im vorigen Jahre Christbäume für alle aufgestellt gewesen.

Die theologische Fakultät in Jena hat beschlossen, von Ostern an den Lizentiaten- in den theologischen Doktorgrad umzuwandeln.

In Bayern gibt es an sieben Lyzeen für die Ausbildung der katholischen Theologen 85, an den beiden katholischen Fakultäten 29 Dozenten, dazu je zwei Weltanschauungsprofessuren in Würzburg und München, zusammen 118 Dozenten; für die Ausbildung der protestantischen Theologen nur acht Professoren und einen Privatdozenten in Erlangen. Dabei ist ein Drittel von Bayern protestantisch. AELKZ 52

Aus dem bayrischen Landtag. Ein Antrag der Opposition zum Konkordat, die evangelische Universität Erlangen zu erhalten, wurde mit andern Anträgen abgelehnt.

Von den festangestellten evangelischen Religionslehrern an höheren Schulen in Preußen sind bei einem Zugang in den letzten drei Jahren von 13 abgebaut: 100, von den katholischen bei einem Zugang von 19 abgebaut: 0. Rb 1

Die interparlamentarische Konferenz hat sich für ein allgemeines Alkoholverbot für die afrikanischen Kolonien ausgesprochen. — Die Schweiz hatte 1924 125 000 organisierte Abstinenten ohne die Mitglieder abstinenter religiöser Gemeinschaften wie Methodisten und Heilsarmee.

Die durch einen des Amtes enthobenen Prediger veranlaßte Untersuchung gegen den methodistischen Bischof Bast in Kopenhagen wegen Unregelmäßigkeiten in der Verwaltung der Gelder der Zentralmission, in deren Verlauf der Bischof verhaftet wurde, hat mit völliger Rechtfertigung des Bischofs geendet.

Der Kongreß der Fédération protestante, der Vereinigung des Gesamtprotestantismus Frankreichs, hat beschlossen, sich bei dem Stockholmer Weltkongreß dieses Jahres vertreten zu lassen. — Das französische Hilfskomitee für die zerstörten Gebiete hat sich aufgelöst, nachdem es 63 Millionen Frank verteilt hat, von denen 290 000 aus dem Elsaß stammten.

In der Pariser Sektion des Christlichen Jungmänner-Vereins fanden im November und Dezember vier Vorträge statt über die wahren Bedingungen eines wahren Friedens, die von F. W. Förster, Millerand, dem griechischen Botschafter in Paris, Politis, und Pfarrer Dürlemann gehalten wurden. Die Redner wiesen sämtliche auf die Bedeutung des Völkerbundes hin und auf die Pflicht gerade des französischen Protestantismus, diese Organisation, die aus calvinistischem Geiste stamme, weiter zu entwickeln.

Das neueste Mitglied der Académie Française, der Historiker Camille Jullian, ist Protestant.

Die evangelisch-theologische Fakultät Straßburg hat dieses Semester 61 Studierende, darunter 24 Ausländer und sechs Frauen. Die französischen protestantischen Kirchen leiden an einem starken Mangel an Nachwuchs. Für 90 Vakanzen (mit Einschluß von Elsaß-Lothringen 148) ist die Besetzung unmöglich.

In Paris beginnt man mit einer Muhamedaner-mission, da die zahlreichen deutschen Fabrikarbeiter der Vorkriegszeit durch algerische Kabylen ersetzt sind. Die französische Regierung baut trotz der Trennung von Staat und Kirche für die Muhamedaner eine Moschee.

Bei der jetzt stattfindenden Revision des Prayer Book wurde die Ersetzung der Trauformel „Willst du ihm gehorchen und dienen" durch „Willst du ihn lieben und trösten" mit 100 gegen 64 Stimmen abgelehnt, dagegen die Formel „einander zu lieben, wertzuschätzen und zu dienen" mit geringer Mehrheit angenommen.

Die Sowjetregierung hat beschlossen, die Weihnachtstage wieder als gesetzliche Feiertage anzuerkennen.

Die Zahl der diplomatischen Vertretungen an der Kurie, die vor dem Kriege zeitweise nur 10 betrug, ist jetzt auf 26 angewachsen. Zu Neujahr empfing der Papst sieben Botschafter (von Spanien, Brasilien, Deutschland, Belgien, Frankreich, Chile, Peru). Gesandte waren es siebzehn (von Argentinien, Österreich, Bayern, Bolivia, Columbien, Costa Rica, Tschechoslowakei, Großbritannien, Jugoslawien, Monaco, Nicaragua, Holland, Polen, Portugal, Rumänien, Ungarn und Venezuela). Außerdem unterhält die Kurie noch diplomatische Beziehungen mit Haiti und der Schweiz.

Der Kardinaldiakon Orestes Giorgi, apostolischer Groß-Pönitentiar, der vor kurzem noch als Ordensprotektor der Franziskaner die Franziskanermissionen im heiligen Lande inspizierte und die beiden neuen Kirchen auf dem Ölberg und Tabor als päpstlicher Legat weihte, ist an Weihnachten 69jährig in Rom gestorben. Zu seinem Nachfolger als Groß-Pönitentiar wurde der Kardinal Priester Andreas Frühwirth (geb. 1845), der frühere apostolische Nuntius in München ernannt. Der neue Groß-Pönitentiar gehört dem Dominikanerorden an; er stammt aus der Steiermark und war von 1872—91 Professor der Theologie in Graz und Wien; von 1892—1904 General seines Ordens; von 1907—1916 Nuntius in München; seit Dezember 1915 Kardinal.

Die Konkordatverhandlungen der römischen Kurie mit Polen berühren (laut „Germania" 1924, Nr. 536) hauptsächlich vier Punkte: 1. die kirchliche Neueinteilung des Landes. Es ist beabsichtigt, 22 Diözesen mit 4 Erzbischöfen und 18 Bischöfen zu schaffen. Die 4 Metropolitansitze sind Gnesen (für das ehemals deutsche Gebiet mit den Suffraganbistümern Posen, Chelm und Kalisch), Leopol (Lemberg, für Ostgalizien), Krakau (für Südpolen und Westgalizien), Warschau (für Zentralpolen). 2. Der Staat fordert Anwendung der Agrarreform auf den kirchlichen Grundbesitz. Dagegen sträuben sich noch die reichen Bischöfe, Domkapitel und Propsteien Galiziens, während im ehemals russischen und preußischen Polen der kirchliche Grundbesitz und damit das Interesse für diese Frage viel geringer ist. 3. Ein weiterer Hauptpunkt ist auch hier die Frage der Schule und des religiösen Unterrichts. 4. Als heitelster Punkt wird die Frage der bürgerlichen Ehescheidung und der Ziviltrauung bezeichnet. Die kirchlichen Unterhändler versuchen die im ehemals österreichischen Galizien gültigen Vorrechte der Kirche bezüglich der Eheschließung und der Unmöglichkeit der Ehescheidung für das ganze Polen durchzusetzen, wogegen sich der „moderne Staat" Polen wehrt.

Von Personen. Habilitiert: Liz. Bornkamm für Kirchengeschichte in Tübingen. Berufen: Prof. D. Georg Wehrung nach Gießen. Gewählt: Propst Völkel in Itzehoe zum Bischof für Schleswig, Bischof Mordhorst zum Vorsitzenden der Kirchenregierung in Schleswig-Holstein. Promoviert: zum D. von Halle Superintendent Liz. Machholz in Wittenberg, von Gießen Pfarrer Friedrich Gogarten in Stelzendorf, von Tübingen Geh. OKR v. Römer in Stuttgart, von Kiel der Vizepräsident des Landeskirchenamts Dr. Frhr. v. Heintze in Kiel, der Präsident der Verfassunggebenden Landeskirchenversammlung Oberschulrat Prall in Schleswig, der Präsident der Landessynode Geh. Justizrat Rendtorff in Kiel, Geh. Studienrat Wagner in Altona und Pastor Johannes Jansen in Kiel. Die systematische Professur an der Fakultät Montpellier wurde dem bisherigen Neutestamentler, Prof. Andre Arnal, übertragen. ESt

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Evangelischer Verlag, Heidelberg.

Monatsblätter für Kinderkirche, Jugendgottesdienst und Religionsunterricht.

Herausgeber: Pfarrer **R. Emlein**
Schmieheim bei Lahr.

Jeden Monat eine Nummer von 16 Seiten. Preis vierteljährlich 1—4 Stück Mk. 2.—, bei 5 Stück Mk. 1.50, bei 10 Stück und mehr je Mk. 1.—. Nur unmittelbar vom **Evangelischen Verlag, Heidelberg,** zu beziehen.

Die Namen der Herausgeber und Mitarbeiter (D. Jäger, Kählitz, Lehmann, Hahn, Dreutler, Specht, Bregenzer, Fehrle, Wanner, Dörflinger u. a. m.) bürgen für hohe Leistungen und gediegenen brauchbaren Stoff; die Fortbildungsschule wird von nun an mitbehandelt. — Eine bessere und geeignetere Zeitschrift kann sich der Geistliche kaum halten. Als Probe wird auf Wunsch unentgeltlich die Januarnummer geliefert.

Für die Besucher des Kindergottesdienstes ist als billigstes vierseitiges Jugendblatt bestimmt unsere

Die Kinder-Kirche.

Sonntagsblatt für die evangelische Jugend.

Herausgeber: Pfarrer M. Weiß, Heidelberg.

Jede Woche ein vierseitiges Blatt mit Bild. Erbaulich, belehrend, unterhaltend, findet die „Kinder Kirche" eine immer größere Verbreitung. Zur Einführung Probeblätter in benötigter Anzahl vier Wochen hindurch unentgeltlich. Preis bei regelmäßigem Bezug von mindestens 5 Stück 2 Pf. die Nummer portofrei. Es werden stets die Nummern für vier Sonntage zusammen im voraus versandt.

Evangel. Sonntagsgruß.

Herausgegeben von Stadtpfarrer Rothenhöfer in Mannheim, unter Mitwirkung von Prof. D. O. Baumgarten in Kiel und Pfarrer Lic. Jüngst in Stettin. Preis: bei 5 Stück und mehr regelmäßig bezogen, die Nummer 2 Pf. portofrei.

Auf jeden Sonntag erscheint eine Nummer. Dieser Sonntagsgruß wird von vielen Gemeinden auf Fondskosten bezogen, damit der Geistliche und die Gemeindeschwestern bei ihren Krankenbesuchen das Blatt in den Häusern regelmäßig abgeben können; es bietet somit eine wesentliche Hilfe bei der Seelsorge.

Für Lesegottesdienste in der Diaspora oder in Familien auf dem Lande wird der Sonntagsgruß sehr begehrt.

Als **wöchentliches Gemeindeblatt** empfehlen wir eine

Sonderausgabe unseres Sonntagsblattes in Erwägung zu ziehen:

Die Kirche — Der Sonntag

Evangel. Gemeindeblatt für Thüringen.

= Evangelisch-protestantisches Sonntagsblatt =

mit der monatlichen Beilage
„Bilderbote für das evangelische Haus".
Herausgeber: Pfarrer Fr. Doerr, Richen.

Das verbreitetste volkstümliche evangelische Sonntagsblatt freier Richtung. 48. Jahrgang. Jede Woche achtseitig; die Seite 23×31 cm groß. Probenummern unentgeltlich. **Preis vierteljährlich:** für die Leser Mk. 1.20, für die Agenten bei mindestens 21 Stück 90 Pf. bei portofreier Zusendung. (Auf Wunsch monatlicher Bezugspreis 40 Pf.)

Sonderausgaben mit eigenem Titel für einzelne Provinzen, Städte oder Kirchengemeinden werden bei regelmäßigem Bezug von mindestens 300 Stück **ohne Aufschlag mit besonderen Nachrichten** im Umfang einer Spalte der 6. Seite geliefert. **Zur Einführung** stellen wir **zwei Wochen hindurch Werbeblätter** mit eigenem Titel und eigenen Nachrichten **unentgeltlich** zur Verfügung. Bereits 30 solcher Sonderausgaben.

Als **monatliches Gemeindeblatt** erscheint bei uns:

Evangel. Gemeindebote für...

(für verschiedene Ausgaben **Dorfheimat** betitelt).
Erscheint monatlich vierseitig in 70 Ausgaben.
Herausgeber: Pfarrer D. A. Ludwig, Eichstetten, und Pfarrer Winkelmann, Alzey.

Jede Gemeinde (Ausgabe) hat einen eigenen Kopf, die erste und vierte oder nur die vierte Seite sind für die Gemeindenachrichten bestimmt, also bei jeder Ausgabe verschieden, während die zwei inneren bzw. drei ersten Seiten denselben Text enthalten.

Zur Einführung liefern wir für den ersten Monat so viele Blätter, als der Herausgeber wünscht; er braucht von diesen Blättern nur die zu bezahlen, die ihm selbst bezahlt werden. Vom zweiten Monat ab sind alle bezogenen Exemplare zu zahlen. Der Preis richtet sich nach der Auflage und beträgt bei mindestens 150 Stück monatlich 9—14 Pf. für das Stück, der Preis ermäßigt sich je nach der Auflage bis auf 4,5—9,5 Pf. das Stück bei 601 Stück und mehr.

Evangelischer Verlag, Heidelberg.

Arbeitsfreudige junge Mädchen (18—35 J.)
mit guter Schulbildung werden zur Ausbildung als Schwestern für Heil-, Erziehungs-, Krankenanstalten und Frauenkliniken gesucht. Staatsanstellung, gutes Gehalt, Pensionsberechtigung. Aufnahmebedingungen w. versendet.
Staatliches Schwesternhaus Arnsdorf (Bez. Dresden)
D. Naumann.

Bergisches wissenschaftlich-theologisches Kränzchen.
Montag, den 2. Februar, nachm. 5½ Uhr, im „Döringerhof" in Lüttringhausen. Herr Meyer-Lennep behandelt die Frage: „Welches biologische Entwicklungsgesetz führte in der Vorzeit zur Menschwerdung?" Gäste willkommen!

Jugenheim a. Bergstraße
Töchterheim Tannenhof
verbunden mit staatl. konz. Schule, in herrl. ges. Lage. Vorzügl. Verpfleg. u. Ausb. in Hauswirtschaft, wissensch. u. Handelsfächern. Sport. Ia. Refer.

Zu kaufen gesucht
Theol. Lit.-Zeitung, Jahrgang 1917—1924.
Prof. D. **G. Schrenk**,
Zürich 6, Otikerstraße 37.

Kinder-Erholungsheim Sonnenschein
Königsfeld im Schwarzwald.
770 Meter ü. Meer.
Kleines Familienheim.

Evang. gebildete junge Mädchen erhalten kostenl. Ausbildung in der Krankenpflege u. allen Zweigen der Wohlfahrts- u. kirchl. Gemeindepflege. Anstellung, Lebensstellung, ausreichende Altersversorgung durch den
Hess. Diakonieverein.
Pfarrer Guyot, Darmstadt, Martinstraße 79.

Monatlich zwei Doppelnummern — Im Inland monatlich zu beziehen durch alle Postämter im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland für den Monat Januar Goldmark 1.—; im Auslande für das Vierteljahr Januar—März Goldmark 3.—; Porto nach dem jeweiligen Postiarif. Einzelpreis der Doppelnummer Gm. —.50. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile Goldmark 0.20, bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) Goldmark 0.15. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 2422. — Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha-Stuttgart — Auslieferungsort Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 5. Februar

Dieser Nummer liegt ein **Prospekt** bei, um dessen angelegentliche Beachtung wir bitten.
Friedrich Andreas Perthes A.-G.